



Arge für Obdachlose

# Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 126 | **OKTOBER 2011** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkäuferausweis

**2 Euro**



**DER FAST-FOOD-TEST**

Die Straßenzzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Aktiv werden beim Zeitungsverkauf, beim Schreiben, Zeichnen oder Fotografieren bringt - neben Zuverdienst - das Gefühl, gemeinsam etwas geschafft zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern/innen des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion dieser Zeitung.

## Redaktion

Straßenzzeitung Kupfermuckn  
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13  
kupfermuckn@arge-obdachlose.at,  
www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:  
Heinz Zauner (hz), Chefredakteur  
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion  
Walter Hartl (wh), Layout, Technik

RedakteurInnen: Angela, Anton, Bertl, Christine,  
Claudia, Edi, Erich E., Erich H., Fredl, Gabi, Georg,  
Günter, Hans R., Hans H. Julia, Lilli, Manfred, Margit,  
Michael, Roman, Sonja;

Freie MitarbeiterInnen: Gerald, Susanne;  
Zivildienner: Lorenz Tröbinger (lt)

Titelfoto: Konflozius - Hannes beim Kupfermuckn-  
Fastfood-Test 2011

## Bankverbindung und Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,  
Kontonr. 10.635.100

## Zeitungsausgabe in Linz, Wels und Steyr

Wohnungslose sowie Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montags bis Freitags zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäuferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den VerkäuferInnen.

Arge für Obdachlose,  
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19  
Soziales Wohnservice Wels, E 37,  
Eisenhowerstraße 37, 4600 Wels, Tel. 07242/64930  
Verein Wohnen Steyr, B 29,  
Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

## Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Obmann Mag. Peter Zuber, Marienstraße 11, 4020 Linz,  
www.arge-obdachlose.at



## International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP  
www.street-papers.com

# Internationale Auszeichnung für die Kupfermuckn

»And the best cover 2011 is ... Kupfermuckn Austria, Social benefits body scanner!«



Das Leitungsteam der Kupfermuckn freut sich über den »Street Paper Award«: Daniela Warger, Walter Hartl, Florian Holter (Zivildienner 2010) und Heinz Zauner (Foto: lt)

Die Linzer Straßenzzeitung Kupfermuckn wurde am 22. Juli in Glasgow bei der 16. Konferenz der »INSP-International Network of Streetpapers« mit dem »Street Paper Award« in der Kategorie »Best Cover« ausgezeichnet. Gewonnen hat die Titelseite der Septembernummer 2010 mit dem Titel »Sozialleistungs-Nacktscanner« - Foto: Florian Holter, Layout: Walter Hartl.

»Das Bild zeigt einen halbnackten Mann, der ein Schild mit der Liste seiner Sozialleistungen hält. Mit diesem Titelbild wird die Österreichische Regierung dafür kritisiert, durch die Schaffung der Transparenzdatenbank die Privatsphäre der BürgerInnen zu verletzen«, stand in der Einladung zur Gala »the international Street Paper Awards 2011, Crowne Plaza Hotel, Glasgow, Scotland«. Die Jury würdigte bei der Verleihung des Preises am 22. Juli 2011 besonders die Verbindung zwischen dem Foto und dem sozialkritischen Hintergrund.

Chefredakteur Heinz Zauner und der Geschäftsführer des Vereines Arge für Obdachlose Michael Mooslechner nahmen die internationale Auszeichnung entgegen. »Wir fühlten uns schon geehrt als unsere Titelseite bei der großen Gala auf der Leinwand als eine von fünf nominierten Seiten erschien. Als es dann hieß, die weltbeste Titelseite einer Straßenzzeitung »and the best cover 2011 is ... Kupfermuckn Austria, Social benefits body scanner!« waren wir überglücklich«, freut sich Chefredakteur Heinz Zauner. »Diese Auszeichnung gerade zum 15jährigen Jubiläum der Kupfermuckn - dem sichtbarsten Teil des Vereines Arge für Obdachlose - ist natürlich großartig«, meint Geschäftsführer Michael Mooslechner.

Der Jury gehörte u.a. auch David Burnett, »one of the 100 Most Important People in Photography« an, der auch für das TIME Magazin in New York arbeitete. Florian Holter, von dem das prämierte Titelbild stammt, ist Profifotograf und war Zivildienner bei der Kupfermuckn, als das Bild entstand. Im Internationalen Straßenzzeitungsnetzwerk INSP sind 112 Straßenzzeitungen aus 40 Ländern organisiert. 200.000 VerkäuferInnen leben weltweit vom Verkauf von Straßenzzeitungen und erreichen insgesamt sechs Millionen LeserInnen.

Die Auszeichnung ist eine Momentaufnahme einer langjährigen erfolgreichen Arbeit. Sie gehört allen am Kupfermuckn-Projekt Beteiligten, vom Redaktionsteam bis zu den 150 VerkäuferInnen, die unsere Zeitung tagtäglich und bei jedem Wetter in Umlauf bringen.



# Waunst net brav bist, kumst ins Heim

## Aufarbeitung von Gewalt und Misshandlung an Kindern in Heimen

Vor ein paar Tagen bekam ich von Wien einen Anruf. Der Anrufer stellte sich als Hannes Winkler vor. Ich konnte mit diesem Namen vorerst nichts anfangen. Doch als er mir sagte, dass er mit mir im Erziehungsheim Wegscheid war, konnte ich mich ganz dunkel an ihn erinnern. Und als er mir den Grund des Anrufes erklärte, freute ich mich sehr. Denn im Rahmen einer Lesung unter dem Titel: »Wir waren doch nur Kinder«, zeigte der ehemalige Heimzögling und Autor des Buches, Jenő Alpár Molnár die Prügel und Misshandlungen früherer Heimkinder auf. Daraufhin gründete sich eine Institution, die eine Entschädigung für diese Misshandlungen bezahlt. Und Molner war es auch, der dieses Treffen organisierte, zu dem 70 ehemalige Heimzöglinge kamen. Es war wirklich rührend, nach 48 Jahren ehemalige Heimgenossen wieder zu treffen. Jeder erzählte seinen Werdegang und

schön langsam konnte ich mich an mehrere Heimgenossen erinnern. Es kam aber auch große Traurigkeit auf, da man wieder an die vielen Prügel und Misshandlungen erinnert wurde. Dann folgten die Ansprachen vom Heimleiter des Heimes Leonstein, wo das Treffen stattfand, von Molnár selbst. Und da kam zutage, wie brutal die Erziehung in den Heimen früher war. Es wurde auch aufgedeckt, dass die Erzieher, die am brutalsten waren, vom Land einen Orden erhielten, wozu sie aber aufgefordert wurden, diesen wieder zurückzugeben, was auch einige schon taten. Dann ergriff der zuständige Abteilungsleiter der Landesregierung Gernot Kitzmüller das Wort und versicherte uns, dass das Land bereit ist, für diese brutalen Misshandlungen eine finanzielle Entschädigung zu zahlen. Finanziell ist das ja nicht abzugelten, aber eine Genugtuung ist es doch. Jene Zöglinge,

die anwesend waren, haben ins soziale Leben wieder zurückgefunden, aber viele sind leider in das Verbrechermilieu abgeschlittert. Denen kann man nicht mehr helfen. Anschließend führte uns der Heimleiter durchs Heim, das mit früher nicht mehr zu vergleichen ist. Jedes Kind hat jetzt seinen eigenen Lebensbereich, kann Besuch empfangen und auch Besuche tätigen. Gegessen, gespielt und gelernt wird in Gruppen. So wird das Zusammenleben gefördert. Anschließend fand ein Gedenkgottesdienst statt, wo Molnar eine Erinnerungskerze anzündete. Dann setzten wir uns noch gemütlich zusammen und jeder erzählte von seinen Lebenserfahrungen. So ging ein zwar trauriger, aber doch ein denkwürdiger Tag zu Ende. *Edi*

Foto: Erwin und Roman bei einem Besuch im Heim Wegscheid, in dem sie in den 60er und 70er Jahren Zöglinge waren.



***Mir geht es nicht nur um die Entschädigung, ich möchte wissen warum mein Leben so außer Kontrolle geraten ist.***

Ich bin 1963 geboren. Schon mit vier Jahren galt ich als aggressiv, ich schlug auf meine Eltern ein, oder schoss mit Steinen. Irgendwie spürte ich scheinbar, dass meine Eltern mich nicht wollten und so wurde ich 1970 in das Kinderheim Isidor gebracht. Auch dort hatte ich durch mein Verhalten Probleme. Geschlagen wurde ich nie, aber man musste oft länger in der Ecke stehen oder Holzscheitl knien, wenn man aufmüpfig war oder ins Bett machte. 1971 kam ich für ein halbes Jahr wieder nach Hause und dann kam ich wegen meinem Verhalten ins Wagner Jauregg. Dort wurde mir attestiert, dass ich psychisch krank bin. Ich kam nach Mödling in ein Kinderheim für schwer erziehbare Kinder. Dort war es schon hart. Da bekam man als Strafe zum Beispiel zwei Tag nichts zu essen oder einen Tag nichts zu trinken. Das wurde auch aufgeschrieben, und so habe ich sogar Unterlagen, mit denen ich heute die Misshandlungen nachweisen kann. Als Strafe wurde ich mit circa elf Jahren auch öfter abgesondert und in den Besinnungsraum gebracht. Das war wie eine Zelle mit einer Klappe in der Tür, durch die man das Essen bekam. Drinnen war ein Bett ein WC und ein Waschbecken. Ich war da bis zu einer Woche drinnen. Tag und Nacht brannte das Licht. Auch das wurde dokumentiert und kann ich heute nachweisen. Ende der 70er Jahre wurde diese Abteilung geschlossen und das Personal gekündigt. Ich war dort ein halbes Jahr. Dann kam ich nach Klagenfurt in ein psychiatrisches Spital zu Dr. Wurst. Dort war es sehr viel härter als etwa im Wagner Jauregg in Linz. Als Behandlungsmethode wurde ich zum Beispiel im Waschraum mit dem Schlauch zur Beruhigung mit kaltem Wasser abgespritzt. Dann wurde ich in ein Leintuch gewickelt und ins Bett gelegt. Dr. Wurst wurde später wegen verschiedenen unmenschlichen Methoden und sexuellem Missbrauchs verurteilt und nahm sich das Leben. Ich war dort ein Jahr. Dann kam ich wieder nach Hause zu meinen Eltern. Mit 15 war ich wieder ein halbes Jahr im Jauregg und mit 17 Jahren nochmals für ein Jahr. Ich war nervlich total fertig. Mit 17 kam ich ins Diakoniewerk Gallneukirchen, wo ich bis zum 22. Lebensjahr blieb. Ich habe in verschiedenen Werkstätten gearbeitet. Hauptsächlich in der Tischlerei und Weberei. Dort wurde ich anständig behandelt. Die Betreuer haben viel mit uns unternommen. So war ich sogar zwei Jahre in der Musikschule und lernte Gitarre spielen. 1984 wurde ich als »geheilt«

entlassen. Ich hatte keine Behinderungen, wie die anderen Bewohner. Es war eine Verhaltensauffälligkeit und ich gebe zu, dass ich auch später noch mit dem Gesetz in Konflikt kam. 1997 war ich das letzte Mal im Gefängnis. Seither habe ich es geschafft, ein halbwegs normales Leben zu führen. Ich suche jetzt um Entschädigung wegen der Misshandlungen an und habe die Akten gesammelt. Über einen Kurs, den ich beim AMS besuche, will die Betreuerin eine psychische Betreuung organisieren. Durch die Recherchen kommt alles wieder hoch, und das tut schon sehr weh. Andererseits hoffe ich auch darauf, etwas darüber zu erfahren, warum ich so geworden bin.

Gerhard

### **Ich habe das Leben dort einfach nicht mehr ausgehalten, hatte schon Pläne gefasst, einfach abzuhausen.**

Ich war in den Jahren 1974 bis 1979 im Heim, weil man meiner Mutter angedroht hatte, dass ich ihr sonst zwangsweise weggenommen würde. Wegen meines angeblichen Herzfehlers wurde ich also ins Heim abgeschoben. Diese vier Jahre waren die Hölle auf Erden. Ich wurde teils von »normalen« Frauen, teils von Nonnen erzogen. Bei dieser »Familie« kam ich mir vor, als wollte man mich zum Mönch erziehen. Dabei war es eine moderne Schikane unter der scheinheiligen Fassade der Kirche, an der sich bis heute nichts geändert hat. Im Mai musste ich beispielsweise jeden Abend zur Andacht und jeden Sonntag in die Messe. Das Essen musste, ob schmackhaft oder nicht, gegessen werden, auch wenn es Stunden dauerte. Die Haare wurden immer extrem kurz geschnitten, man hatte jedes Mal das beklemmende Gefühl, eine Glatze zu haben. Wenn die Kinderdorfmütter der Meinung waren, dass man Läuse hätte, wurde einem der Kopf mit einem extrem scharfen und für die Augen schädlichen Mittel gewaschen. Ich habe das Leben dort einfach nicht mehr ausgehalten, hatte schon Pläne gefasst, einfach abzuhausen. Wenn ich Süßigkeiten bekommen habe, wurden diese verwahrt und die anderen in der Gruppe durften auch alle davon essen, ob es mir passte oder nicht. Bei einem Besuch meiner Mutter war ich wieder einmal geschnitten wie ein Schaf. Sie war sehr zornig und drohte mir, mich nicht mehr abzuholen oder auch nur zu besuchen. Als wäre ich daran schuld gewesen. Nachdem ich die Pflichtschule beendet hatte, verließ ich das Heim und wohnte wieder bei meiner Mutter. Doch mit der Zeit wusste ich auch nicht mehr, ob das

überhaupt besser war. Heim, Mutter, abhauen oder mich einfach umbringen? Meine Mutter warf mir immer vor, wie viel der Heimaufenthalt kostete. Damals waren das, laut Mutter, 50.000 Schilling im Jahr. Sie und mein Bruder könnten sich durch diese Kosten überhaupt nichts leisten, das musste ich mir immer anhören. Komisch war dabei, dass er damals über die Mitgliedschaft beim Musikverein jedes Konzert im In- und Ausland mitspielen konnte, was ja auch nicht billig war. Darüber verlor sie aber nie ein Wort, immer nur über die Kosten des Heims. Ich konnte das nicht mehr hören und warf ihr bei einem Streit vor, dass sie es war, die mich weggegeben hatte. Als ich mein eigenes Geld verdiente, sagte ich ihr, dass sie alles zurück bekäme, wenn sie nur nie wieder ein Wort darüber verlöre. Bekommen hat sie nichts von mir, zumindest einmal im Jahr musste ich es mir weiter anhören. Ich war nicht gewillt, für die Willkür anderer zu zahlen. Ich habe auch nach meinem Schulabschluss 1979 dieses Heim nie wieder betreten, und das ist auch gut, denn ein ehemaliger Zimmergenosse wurde zum Dauergast im Häfn. Heinz aus Wels, Drogendealer und Konsument, hat durch das Heim nichts gelernt. Er hat einige Male versucht abzuhausen, so wie fast jeder, der in diesem Heim war. Wäre ich damals mit ihm gegangen, wäre ich vielleicht sein Zellengenosse geworden. Walter

### **Das Jugendamt meinte, ich solle meine Kinder während meiner Knastzeit ins Heim geben.**

Meine zwei jüngsten Kinder waren während meiner Haft acht Monate im Heim in der Johannissgasse. Hätte ich eine andere Möglichkeit gehabt, hätte ich ihnen diesen Aufenthalt dort gern erspart. Aber nach meiner Verurteilung kam jemand vom Jugendamt zu mir in den Knast, um mir den Vorschlag zu machen, meine zwei Kinder in der Zeit meiner Haft in ein Heim zu geben, damit sie weiterhin in Linz zur Schule gehen konnten. Momentan war ich geschockt und sagte kategorisch und bestimmt »nein«. Ich dachte sofort daran, dass, wenn ich da zustimme, den Kindern ein Leben im Heim bevorstehe. Aber ihnen wieder einen Schulwechsel zuzumuten, war auch nicht das Wahre. Als ich ihnen meine Zweifel und gemischten Gefühle bei einer Unterhaltung, wie das Ganze denn funktionieren soll, erklärte, kamen wir zu einer guten Lösung für beide Seiten. Erstens wurde ich davon in Kenntnis gesetzt, dass die Johannissgasse eher einem Internat gleicht und Züchtigungen tabu sind

(was mir meine Kinder im Nachhinein bestätigten, denn beide fühlten sich dort sehr wohl und vor allem blieben sie zusammen). Außerdem durften sie jedes Wochenende nach Hause zu meinen Eltern, und Besuch von ihnen wurde mir auch regelmäßig zugesagt. Jetzt war nur mehr die Angst in mir, dass ich sie nach meiner Entlassung ohne Probleme umgehend zu mir holen kann. Aber auch das war kein Problem, es wurde mir versichert, dass ich sie nach der Entlassung sofort holen kann. Erst dann sagte ich zu und unterschrieb. Nach den acht Monaten war es endlich soweit: Beide Kinder schwärmten regelrecht vom Aufenthalt dort. Es wurde sehr viel mit ihnen unternommen. Über Strafen oder sonstige Maßregelungen fiel kein Wort. Also kurz und bündig gesagt, zwei Kinder, die nur Gutes über ihre Heimerfahrung zu erzählen hatten.

Lilli

### **Ich meldete mich freiwillig zum Bundesheer, um der Fürsorge und den brutalen Heimen zu entgehen.**

Rückblickend betrachtet kann ich nur sagen, das Leben in Heimen ist höllisch. Ich wuchs bei Bauern auf, da mich meine Mutter verschenkte und ich in die Obhut der Fürsorge kam, was schon Strafe genug ist. Denn der Bauer wollte in mir einen Knecht heranzüchten. Aber mir gelang es, in den Steyr-Werken eine Dreherlehre anzutreten. Da ich keinerlei

Verwandte hatte, brachte mich die Fürsorge im Lehrlingsheim Münchenholz unter. Das



»11.000 Kinder befanden sich Anfang der 70er Jahre in derartigen Heimen.«  
Prof. M. John

# Das soziale Eck

»Und steckst du bis zum Hals im Dreck, dann lies dir dieses Eck!«

## Opferschutz-Kommission für ehemalige Heimkinder

Die unabhängige Opferschutzstelle des Landes Oberösterreich soll ehemaligen Heimkindern, die in Einrichtungen des Landes OÖ Opfer von physischer, psychischer oder sexueller Gewalt geworden sind, die Möglichkeit geben, sich auszusprechen, Beratung und Unterstützung einzuholen sowie Informationen über zuständige Stellen bzw. Träger zu erhalten. Die Vertraulichkeit ist zugesichert. Es wurde vom Land auch ein Soforthilfetopf eingerichtet, aus dem bei besonders berücksichtigungswürdigen Fällen möglichst schnell Therapiekosten übernommen werden können. Wie bei der Klasnic-Kommission wird eine Obergrenze an Entschädigungsleistung von Euro 25.000 angenommen. (PK, 19.4.2001, LH. Dr. Pühringer, LR. Dr. Kepplinger)

Für Landeseinrichtungen (Wegscheid, Leonstein, Neuhaus u.a.) sowie landesnahe Einrichtungen (Heim Edelweiss) und Verletzung der Aufsichtspflicht (Fürsorge, Pflegefamilien) ist zuständig:

### Kija- Kinder & Jugendanwaltschaft Unabhängige Opferschutzstelle

Kärntnerstr. 10, 4021 Linz, Tel. 0732/7720-14001, Fax: 0732/7720/14077, email: kija@ooe.gv.at, www.kija-ooe.at

Für Gleink und andere kirchliche Institutionen (auch Internate) ist zuständig:

### Klasnic Kommission (kirchliche Kommission)

Bösendorferstr. 4/3/Tür 18, 1010 Wien Kontakt zur Opferanwaltschaft: Tel. 01/2953838, Mobil: 0664/9807817, email: office@opferschutz.at, Neu: Tel. 05/0245 vom Festnetz aus zum Ortstarif aus ganz Österreich

ist eine Einrichtung der Steyr- Werke. Dort ging es noch halbwegs human zu. Es gab zwar auch Ausgangssperren und Vergünstigungsentzüge, aber das war gar nichts gegen andere Heime. Da ich von meiner Lehrlingsentschädigung leben musste und mit meinen Freunden nur ab und zu an Vergnügungen teilnehmen konnte, gab ich die Lehre auf und nahm eine Hilfsarbeitertätigkeit auf. Daraufhin steckte mich die Fürsorge ins Lehrlingsheim Neulust, das von der Pfarre Steyr geführt wird. Dort ging es schon etwas brutaler zu. Von Ausgehverbot bis zu Stockhieben reichte das Strafausmaß. Da es eine kirchliche Institution ist, ist das nicht verwunderlich. Ich war durch die harte Bauernarbeit und durch das gute Essen, schon als 15-Jähriger sehr stark. Eines Tages waren mir die körperlichen Züchtigungen zuviel und ich schlug zurück. Am nächsten Tag schon überstellte mich die Fürsorge ins Erziehungsheim Edelweiss in Pichling, was unter »Jugendwohlfartsheim« geführt wurde. Was ein reiner Hohn war. Denn es gab dort neben Ausgehverbot, Zimmersperre und Strafarbeit auch Prügelhiebe. Man musste während der Schläge laut mitzählen. Es gab, je nach Strafausmaß bis zu 30 Hiebe. Wenn man vor lauter Schmerzen zu zählen aufhörte, begann der Erzieher von vorne. So kam man mitunter auch auf 50 Hiebe oder mehr. Einmal erblickte mich der Heimleiter in einem Gasthaus. Da musste ich zur Strafe vor seinem Auto von Ebelsberg bis Pichling herlaufen. War ich zu langsam, fuhr er mir einfach in die Waden, sodass ich zu Boden fiel. Ich kam total blutig im Heim an. Bis die Verletzungen verheilt waren, hatte ich Ausgehverbot. Eines Tages war mir das zuviel. Ich flüchtete. Als mich die Polizei aufgriff, kam ich ins Erziehungsheim Wegscheid. Da ging es noch drastischer zu. Zu den Prügelstrafen, Ausgehverbot und anderen körperlichen Züchtigungen gab es noch Glatze schneiden und Dunkelkammer. In diesem circa 8m<sup>2</sup> großen Raum gab es nur eine Holzpritsche. Wenn man seine Notdurft verrichten musste, musste man läuten. Dann bekam man einen Kübel, wo man hineinmachen musste. Ebenso lief es ab, wenn man sich waschen musste. Man durfte das Heim nicht verlassen. Es gab einen Torwart, der das Tor immer gut abschloss. Anfangs arbeitete ich in der Schuhmacherei. Der Erzieher dort war ein Sadist. Als mir das auch zuviel wurde, meldete ich mich freiwillig zum Bundesheer, um der Fürsorge und den brutalen Heimen zu entgehen. Das war im März. Da ich vom Heer bis Oktober zurückgestellt wurde, flüchtete ich wieder und arbeitete am Gastener Bahnhof als Umlader. Mitte September griff mich die Polizei auf und brachte mich wieder zurück. Aber da ich am 1. Oktober einrückte, entkam ich den Strafsanktionen. Also mit Erziehung hat

ein Erziehungsheim überhaupt nichts zu tun. Im Gegenteil, man wurde zum Verbrecher herangezogen. Und das unter der Obhut der damaligen Fürsorge, die solche brutale Behandlungen befürwortet hatte. *Edi*

## Der Erzieher wurde immer dreister und er versuchte seine Schützlinge sexuell zu nötigen.

Die ersten Jahre meines Lebens verbrachte ich zu Hause bei meiner Mutter. Da sie aber schwere Alkoholikerin war, ich meinen Vater nicht kannte und ihre Trinkerei immer schlimmer wurde, bekam sie Probleme mit dem Jugendamt. Sie war schlussendlich nicht mehr in der Lage, sich ausreichend um mich zu kümmern, worauf ich im Alter von sieben Jahren in ein Kinderheim kam. Zuerst war ich richtig glücklich, als ich nach Windpassing/Burgenland kam. Ich habe mich seit langem wieder einmal richtig wohl gefühlt auf dem weitläufigen Areal für 150 bis 200 Kinder. Mit der Zeit wandelte sich aber auch dort einiges zum Schlechten. Immer schlimmer wurde die Situation vor allem mit einem bestimmten Erzieher, der uns immer mehr zu drangsalieren begann. Manchmal verlangte er grundlos, die dreckige Unterwäsche eines anderen anzuziehen und damit am Gang zu stehen. Das alleine war schon ziemlich erniedrigend. Wenn er dann aber auch noch persönlich vorbeikam, wurde es noch schlimmer. Oft rempelte er sein Opfer so an, dass es hinfiel, nur um dann zu fragen, warum man denn hingefallen sei. Wehe, man versuchte sich zu wehren, dann setzte es Prügel. Irgendwann fing er dann auch noch an, Jungs zu betatschen. Da wurde es mir endgültig zu viel und ich meldete diesen Vorfall dem Heimleiter. Natürlich glaubte niemand die »dumme Geschichte«, und mir wurde gesagt, ich solle mir nichts einbilden. Das einzige Resultat war eine schlechte Nachrede, die mir nur noch mehr Ärger bescherte. Glücklicherweise erzählten auch bald andere Kinder ihren Eltern von dem Erzieher, der inzwischen immer dreister wurde und auch schon versuchte, seine Schützlinge sexuell zu nötigen. Viele Eltern beschwerten sich in Form einer Unterschriftensammlung beim Heimleiter. Endlich war dieser gezwungen zu handeln. Unser Peiniger wurde fristlos entlassen. Sein Nachfolger war ein wahrer Glücksgriff für uns. Anfangs reagierten wir noch reflexartig mit Angst auf ihn, bis er uns entsetzt fragte, was denn mit uns los sei. Nach einigen Gesprächen mit den Betroffenen versicherte er uns, dass so etwas bei ihm nicht geschehen würde. So war es Gott sei Dank dann auch. *Erich / Fotos: hz, dw*

# »Wir waren doch nur Kinder...«

Prof. Michael John untersucht die Vergangenheit in österreichischen Kinderheimen



»Als die Bimmelbahn mit mir in die Welt hinausfuhr, dabei noch einmal stampfend und schnaufend am Kinderheim vorbei und ich die versammelten Schwestern und eine Kinderschar sah, die mir nachwinkten, da konnte ich mir doch ein paar Tränen nicht verkneifen...«, schrieb Jenő Alpár Molnár seine Erinnerung an das Jahr 1961 in seinem Buch »Wir waren doch nur Kinder - Geschichte einer geraubten Kindheit.« In das Kinderheim Leonstein lud er 50 Jahre später Zöglinge oberösterreichischer Kinderheime ein, um über ihre Erinnerungen und die traumatischen Erlebnisse zu reden. Die Kupfermuckn befasst sich noch einmal mit dem Thema, um die Opfer der »schwarzen Pädagogik« zu ermutigen, sich an die Opferschutzstellen zu wenden.

»Anfang der 70er Jahre waren in Österreich 11.000 Kinder in Heimen untergebracht, da sind aber Internate nicht mitgerechnet!« Schon im Jahr 2006 hatte der Historiker Michael John mit seiner Ausstellung im Linzer Kinderheim Wegscheid für Aufsehen gesorgt, als er die Erziehungsmethoden und den heute unvorstellbaren Umgang mit Kindern aufzeigte. Die Ausstellung verschwand schnell wieder im Archiv, sie war aber sicher ein wichtiger Beitrag dazu, dass es heute die Opferschutzstellen des Landes OÖ und der Kirche (Klarnic-Kommission) gibt« (siehe Kasten Seite 6). Derzeit untersuchen Michael John und sein Kollege Dieter Binder von der Universität Graz den Themenbereich Heimerziehung in

Oberösterreich nach 1945 insgesamt. Wer kann sich an die Opferschutzstellen wenden, die eine gesonderte Einrichtung darstellen? »Bisher haben sich rund 90 Personen an die Opferschutzstelle des Landes gewandt. Betroffen sind Heime in denen sich Minderjährige befanden. Aber es gibt auch Betroffene, die bei Pflegeeltern untergebracht waren. Dort geht es um die Vernachlässigung der Aufsichtspflicht des Landes, also nachweisbare Vergehen der Fürsorge. Es gab da etwa den Fall, dass ein Mädchen in den 1960er Jahren eine Vergewaltigung durch den Pflegevater der Jugendfürsorge mitteilte und diese nicht aktiv wurde, auch dann nicht sofort, als das Kind mit zwölf Jahren schwanger war«, berichtet John.

**»Besinnungsräume waren oft Zellen mit einer Türklappe, Fäkalienkübel und Matratze, in denen Kinder abgesondert wurden.«**

Bestürzt zeigte sich der Historiker beim Gespräch mit sechs Betroffenen im Alter von 32 bis 80 Jahren über ihre Erlebnisse in Kinderheimen. Eine Frage betraf die sogenannten Besinnungsräume. Das waren oft Zellen mit einer Türklappe, Fäkalienkübel und Matratze, in denen Kinder oft bis zu einer Woche abgesondert wurden. In den 1990er Jahren wurden Besinnungsräume durch einen Verfassungsgerichtsbescheid untersagt. In Linz wurde von einem »Besinnungsraum« erzählt, in dem man

eigentlich nicht aufrecht stehen konnte. Von den Jugendlichen wurde er »Hundskugel« genannt. »Sogenannte Chill-Out-Räume sind heute üblicher Weise nur in psychiatrischen Anstalten unter ärztlicher Leitung zulässig«, berichtet John. Eine Praktik war auch mehrtägige Essens- und Trinkreduktion. Dazu meint John: »Weniger Essen gilt nicht als Gewalt. Weitgehender Essensentzug, wie etwa in Kaiser-Ebersdorf, womöglich über Tage hinweg, ist als Folter laut der Menschenrechts-Kinderkonvention anzusehen.« Aus dem Erziehungsheim Gleink wurde berichtet, dass es die Erziehungsmethode gab, Bettnässern das Gesicht in das uringetränkte Leintuch zu pressen. »Auch dies ist ein Beispiel für psychische Gewalt und Demütigung.« Mit 14 Jahren kamen die Zöglinge meist vom Kinderheim Gleink bei Steyr nach Wegscheid in Linz. »Die Kinder wurden mit Handschellen von der Polizei überstellt. Da waren auch Waisen dabei, die nur deswegen im Heim waren, weil sie keine Eltern hatten«, berichtet John.

Wie läuft ein Entschädigungsverfahren ab? »Die Entschädigung ist Landessache und es wurde ein Sonderbudgetposten zur Verfügung gestellt. Es gibt bislang keine Antragsfrist, also können sich Betroffene weiterhin melden. Wird ein Vorfall gemeldet, so hat die Landeskommision die Pflicht der Recherche und nicht der oder die Betroffene. Ein Problem ist, dass Misshandlungen meist nicht dokumentiert wurden und die Gefahr einer Ablehnung mangels Beweisen droht. Zur Aufarbeitung der traumatischen Erlebnisse konnte man bislang zehn Therapiestunden sofort finanziert bekommen. Bei der Opferschutzstelle gibt es ein persönliches Gespräch, das aufgezeichnet wird. Die Kommission entscheidet dann über die Zuständigkeit und über die Entschädigung. Es werden in Oberösterreich 622.000 Euro an mehr als 50 Personen ausbezahlt«, berichtet Michael John, »über die genauen Details, die sich von Monat zu Monat ändern, weiß die Kinder- und Jugendanwaltschaft Bescheid, die für den Problembereich auch zuständig ist.«

Einen Teil der Erlebnisse, die beim Gespräch mit Prof. John zur Sprache kamen, können Sie in dieser Ausgabe lesen. Foto+Text: hz

# Vom Kellerloch bis zum Heustadl

Dietmar Koschier wurde für einen Tag zum Kupfermucknverkäufer



In den urigen, gemütlichen Redaktionsräumen der Kupfermuckn erhalte ich von den Mitarbeitern Heinz und Daniela eine Einführung in das Projekt sowie in grundlegende Benimmregeln, etwa Respektabstand zu seinen Kollegen einzuhalten oder zumindest die andere Straßenseite. Fixe Standplätze gibt's nämlich nur bei begründeten Ausnahmen oder sehr lange etabliertem Gewohnheitsrecht. Ebenfalls darf ich keine Subunternehmer anheuern, die meinen Stapel Zeitungen für mich verkaufen. Zum Abschluss lerne ich noch die Bedeutung des Wortes »Kupfermuckn«: Vagabundenslang für alle möglichen Arten von Schlafplätzen, vom Kellerabteil bis zum Heuschober. Danach geht's los, damit ich mal am eigenen Leib erfahre, was es heißt, Straßenzeitungsverkäufer zu sein.

*»Ham Sie ka Oabeid? Nau, daun schau da um ane!«*

Anfangs ist mir etwas mulmig zumute auf meinem Standplatz am Taubenmarkt. Immerhin befinde ich mich in einer exponierten Lage der Öffentlichkeit gegenüber und deklariere mich aufgrund meiner Kupfermuckn-Montur als arm oder zumindest armutsgefährdet. Mit einem Mal fällt mir deutlicher auf, wie sehr fast alles rund um mich – Plakate, Annoncen, Auslagen, etc. – an die obersten Pflichten eines Bürgers der Konsumgesellschaft erinnert: kaufen und Geld ausgeben. Bedürfnisse werden künstlich geweckt und wollen mit Kapital befriedigt werden. Nachdem ich darüber offensichtlich nicht verfüge, bin ich unattraktiv geworden für den Markt. Entgegen dem alten Sprichwort lautet der unterschwellige Tenor in unserer Gesellschaft nämlich sehr wohl »Armut schändet!« Erst nach einer gewissen Eingewöhnungsphase entspanne ich mich allmählich. Ich beobachte die Passanten und nehme beruhigt zur Kenntnis, dass sie mich weder wie einen Exoten anglotzen noch mit Verachtung auf mich herabblicken. Die meisten interessieren sich ohnehin eher für die Waren in den Schaufenstern. Wobei einige Herrschaften schon auch klarzumachen versuchen, wem welche Stellung innerhalb der sozialen Hackordnung zukommt. Denn während ich friedfertig einfach dastehe, folgen manche eiligen Schrittes - vor allem ein Paketzusteller hat es in dieser Hinsicht besonders eilig – stur ihrer Marschrichtung und wenn ich nicht der Klügere wäre, würden sie wohl glatt in mich reinlaufen. Unaufmerksamkeit oder Absicht? Dann kommt eine ältere Dame auf mich zu, holt ihre Geldbörse hervor und kramt darin herum. Währenddessen plaudern wir ein bisschen und obwohl sie behauptet, dass man »eh kaum zum Zeitunglesen kommt«, habe ich

dank ihr mein allererstes Exemplar unters Volk gebracht! Eine Weile später merke ich, wie ein älterer Herr seitlich an mich heranschleicht. Ich wende mich ihm zu. »Entschuldigung, ham Sie ka Oabeid? Nau, daun schau da um ane!« fährt er mich an und macht sich mitsamt seinem Einkaufstrolley aus dem Staub. Ich bin belustigt, gleichzeitig aber auch empört und überlege, ob ich ihm nachlaufen und zur Rede stellen soll, was er sich denn einbilde, diese Rotzpipn. Doch ich drücke ein Auge zu und lasse ihn sanktionslos ziehen - wo er sich doch so nett entschuldigt hat...

### **»Du gehörst hier nicht her, du darfst hier nicht sein.«**

Außerdem verstehe ich den armen Tropf sogar irgendwie. In unserem vorherrschenden Wertekatalog ermisst sich der Wert eines Menschen in erster Linie eben anhand wirtschaftlicher Gewinnschöpfung, und für so ein System stelle ich in meinem Aufzug ganz sicher einen Makel dar. Doch eigentlich ist mir das ganz recht. Denn wenn wir unser Geld, das auf Konten und Sparbüchern geparkt ist und mit dem munter spekuliert wird, alle auf einmal abheben wollten, kämen wir dahinter, dass es gar nicht da ist - es existiert bloß als abstrakte Zahlenfolge auf Kontoauszügen und Computerterminals, und trotzdem tun wir so, als wäre es das Allerwichtigste, wichtiger als die Umwelt, wichtiger als die Gesundheit, wichtiger als wir selbst. Mit so einem wahnwitzigen System voller Buchhaltungstricks und Bilanzfälschungen will ich nicht kooperieren und stelle mich gern an dessen Rand. Während ich solchen Gedanken nachhänge, nähert sich mir eine Polizistin. Aufgrund ihrer dunklen Sonnenbrille wirkt sie sehr streng und obwohl ich mir keines Vergehens bewusst bin, kriecht unwillkürlich ein vages Schuldgefühl meinen Rücken hinauf. Womöglich stellt ja meine bloße Anwesenheit einen Affront dar für die Reichen und Erfolgreichen? Ich rechne damit, dass sie mich im nächsten Moment verscheucht, denn das bekommen Menschen am Rande der Gesellschaft bestimmt oftmals vermittelt: »Du gehörst da nicht her, du darfst hier nicht sein!« – aber die Polizistin interessiert sich dann doch bloß für die Grußpostkarten auf einem Ständer hinter mir. Ungefähr im ½-Studentakt bringe ich meine Zeitungen an den Mann bzw. an die Frau. Abgesehen von einem Herren mittleren Alters, einem Jugendlichen, einem von seiner Großmutter dazu animierten Bub sowie zwei jungen Frauen, sind es hauptsächlich reifere Damen, die mir jeweils ein Exemplar abkaufen. Manche Leute geben gar mehr her als den Verkaufspreis, und eine Dame gibt mir zwei Euro, will jedoch

keine Zeitung, denn die habe sie nämlich schon. Auffällig ist, dass die Leute, die auf mich zukommen um mir ein Exemplar abzunehmen, überaus freundlich und zuvorkommend sind; fast so als würde ich ihnen einen Gefallen tun. Und wer weiß, vielleicht ist das ja auch so? Der allgegenwärtige Wahn der Profitmaximierung degradiert die Menschen zu Kostenfaktoren und Budgetbelastungen, Stress und Hektik machen krank, sodass sich viele mit Aufputzmitteln und Schmerztabletten mehr schlecht als recht über Wasser halten; da mag der Anblick von jemandem, der bei diesem idiotischen Getriebe nicht mitmacht und einen gewissen Ruhe- und Gegenpol verkörpert, für viele ein Quäntchen Trost bedeuten und auch eine Hoffnung, dass man auch anders leben kann. Um die Mittagszeit beginnt der Geruch von Leberkäsemmele und anderem to-go-Food mich zu umwehen. Eine hübsche, adrette Frau tritt aus dem Eingang einer Anwaltskanzlei. Ich hätte absolut nichts dagegen, ihr die Mittagspause mit einem Stelldichein zu verschönen, aber ich bin natürlich völlig Luft für sie. Vermutlich wäre die Sache anders, wenn ich mit Anzug und Aktenkoffer dastehen würde - Kleider machen eben Leute. Nach einigen Stunden unter gleißender Sonne ziehe ich mich ein Stückchen in den schattigen Bereich einer Hauseinfahrt zurück. Ich fühle mich jetzt zwar weniger exponiert, dafür geht der Verkauf nur mehr schleppend vor sich. Der Promotionsstand der Krone hat jedenfalls deutlich mehr Zulauf. Vielleicht sollte ich meine Zeitungen auch gratis verteilen, reißerische Schlagzeilen hinausposaunen und Energy-Drinks dazugeben!? Wenigstens werde ich dank der Dudel-Musik aus einem benachbarten Schuhgeschäft halbwegs unterhalten.

### **»Im ½-Studentakt bringe ich meine Zeitungen an den Mann bzw. an die Frau.«**

Nach gut zwei Stunden beendet eine Dame aus der Steiermark meine Durststrecke als Kupfermuckn-Verkäufer. Sie gibt das Geld aus, das ihr Mann verdient, sagt sie lachend. Ich gebe ihr Grüße mit auf den Weg für die »grüne Mark«. Kurz darauf nimmt mir eine andere Dame mein vorletztes Exemplar ab. Wir unterhalten uns ein wenig. Sie kenne die Situation, meint sie, deshalb kaufe sie regelmäßig so eine Kupfermuckn. Bloß Bettler, die mit irgendwelchen Schmähs oder der Mitleidsmasche daherkämen, die mag sie nicht. Mit meinem letzten Exemplar drehe ich eine Runde über den Hauptplatz und trage es dabei wie ein Werbeplakat vor mich her. Wie es

scheint, werde ich es trotzdem nicht los. Bis mir ein Bekannter über den Weg läuft, der mir ohnehin noch einen geringen Betrag schuldet. Ich dränge ihm mein letztes Exemplar auf und erkläre uns für quitt.

Was ziehe ich danach für ein Restümee? Nun, ich habe dutzende Straßenbahnzüge an mir vorüberziehen sehen und hunderte Passanten. Für die Zukunft nehme ich mir jedenfalls vor, jeden Monat jemandem eine Ausgabe abzu kaufen, da ich nunmehr eine Ahnung davon habe, was ihre Verkäufer mitmachen. Denn auch wenn ich nur für kurze Zeit in die Rolle eines Kupfermucknverkäufers geschlüpft bin, fand ich es äußerst interessant, unsere Gesellschaft mal von diesem Blickwinkel aus wahrzunehmen. Es gibt einen Witz aus der jüdischen Weisheitsliteratur, an den ich tagsüber denken musste, weil dieser meiner Meinung nach die Sache pointiert auf den Punkt bringt: Der arme Schlucker möchte zum Rabbi. Man sagt ihm, dass gerade ein vornehmer Herr drinnen sei, darum müsse er sich noch ein wenig gedulden. Also wartet der arme Schlucker; eine halbe Stunde, eine Stunde, geschlagene zwei Stunden. Endlich lässt man ihn vor, aber der Rabbi steckt ihm bloß eine Münze zu und meint: »So, das hätten wir dann wieder!« Daraufhin der arme Schlucker: »Rabbi, was soll das? Für den reichen Mann nimmst du dir zwei Stunden Zeit, und mich fertigst du in zwei Sekunden ab?« Darauf antwortet der Rabbi: »Na ja, weiß du, mit dem reichen Mann musste ich erst zwei Stunden reden um zu erfahren, dass er in Wirklichkeit ein armer Kerl ist – bei dir sehe ich das auf den ersten Blick...!« *Foto: hz., Text: Dietmar Koschier*

Früher suchte ich Erleuchtung in außergewöhnlichen Ereignissen, in der Annahme, der Groschen müsse fallen in tibetischen Bergklöstern oder dergleichen. Mit der Reife der Jahre erkannte ich, dass sich die sogenannte Erleuchtung im normalen, alltäglichen Leben vollzieht und das Große oft im Kleinen sichtbar wird. Seither richte ich mein Augenmerk auf unterschätzte Phänomene des Alltags, die meist so selbstverständlich erscheinen, dass sie uns kaum weiter auffallen und versuche, diese mit den Stilmitteln der Reportage etwas zu würdigen und zu beleuchten: traditionelle Familienbetriebe, die sich gegen Handelsketten und Shoppingcenter behaupten, Öffi-Kontrolleure, Kritzeleien auf öffentlichen Toiletten – oder eben Straßenzeitungsverkäufer...!



## Trödlerladen: Erweiterung im Geschäft Bischofstraße 7

Unter dem Motto »Wiederverwerten statt wegwerfen« konnten im Jahr 2010 im Trödlerladen der Arge für Obdachlose 172 Menschen in Wohnungsnot im Rahmen eines Altwarenhandels beschäftigt werden. Die bei den durchgeführten Wohnungsräumungen anfallenden Altwaren werden fachgerecht recycled. Dabei finden sich immer wieder Raritäten. Diese werden seit Jahren im Geschäft in der Bischofstraße angeboten. Dank des Engagements der MitarbeiterInnen und der großen Nachfrage, wird der Trödlerladen die Verkaufsfläche heuer verdoppeln. Rechtzeitig für Ihre Weihnachtseinkäufe werden die Räumlichkeiten mit einem erweiterten Angebot ab Mitte November wieder eröffnet.

Begonnen hat der Verkauf von Antikwaren vor Jahrzehnten im Keller der Karmelitenkirche. 1993 konnte der Trödlerladen die Verkaufsräume vom Fahrradzentrum B 7 in der Bischofstraße 7 übernehmen. Die Einrichtung ist in die Jahre gekommen und der bauliche Zustand ist schlecht. Durch das Angebot, das Nachbarlokal zusätzlich anmieten zu können, entschloss sich der

Trödlerladen zu einer umfassenden Erweiterung und Sanierung der Räumlichkeiten. »Das zweihundert Jahre alte Gebäude bietet einen wunderbaren Rahmen für restaurierte Möbel, Geschirr, Bücher und diverse Raritäten auf einer erweiterten Verkaufsfläche von 250 m<sup>2</sup>«, freut sich Mathias Öhler, der das Geschäft betreut. »Wir sind dankbar für die positive Resonanz in den vergangenen Jahren und hoffen, unsere KundInnen im neuen Geschäft wieder begrüßen zu dürfen.«



»Das vorrangige Ziel dieser Geschäftserweiterung ist es, noch mehr attraktive Beschäftigungsmöglichkeiten für wohnungslose Menschen anbieten zu können. Jeden Freitag bei der Arbeitsvergabe ist die Nachfrage nach Beschäftigung im Trödlerladen fast doppelt so groß als wir derzeit anbieten können. Auch die Auftragslage für Wohnungsräumungen ist sehr gut. Durch die Ausweitung der Verkaufsfläche können in allen Bereichen zusätzliche Beschäftigungsmöglichkeiten geschaffen werden«, meint Geschäftsführer Michael Mooslechner.

→ Das gesamte Angebot des Trödlerladens finden Sie auf Seite 23.

# BOSNA ODER BURGER?

## Kupfermuckntest im »Fast-Food-Eldorado« rund um den Linzer Taubenmarkt

Dem Kalorienbewusstsein der heutigen Zeit zum Trotz testeten die Kupfermuckn-Redakteure einige Fastfoodgerichte rund um den Taubenmarkt. Fazit: Auch Fast Food, zu Deutsch »Schnelles Essen«, kann schmecken. Burger, Pizza, Kebab oder Leberkäse sind trotz teils hohem Fettgehalt und der vielen Kalorien ab und zu ganz passable Menüs für zwischendurch. Einige davon liegen aber schwer im Magen, von anderen wiederum wird man zu wenig satt. Die Kupfermuckn testete u.a. das Preis-Leistungsverhältnis sowie die persönliche Einschätzung, wie gesund man das jeweilige Junkfood empfindet. Die Bewertungen sind rein subjektiv. Geschmeckt hat es allen Testpersonen, weil sie sich ihr »Lieblings-Fast-Food« selbst aussuchen konnten.

Am Taubenmarkt im Zentrum von Linz befindet sich, wie in anderen Stadtzentren auch, das El Dorado der »Fast-Food-Esser«. Beim Test von sieben verschiedenen Speisen mussten wir nur circa 200 Meter weit gehen. Der Brennwert einer Leberkässemmel reicht, laut einem Artikel im Profil, für 40 Minuten Stiegensteigen oder einen halbstündigen Dauerlauf. Da wir den Test in einem Gastgarten am Hauptplatz beschlossen, blieb den Testern noch ausreichend Energie für den Rest des Tages. »Die drei wichtigsten Fragen der Menschheit - Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Was gibt es zum Mittagessen?« (Josef Hader) - gelten nicht mehr. Befragt nach ihrer Hauptmahlzeit nannte vor 15 Jahren die Mehrzahl der Österreicher das Mittagessen. Heute ist es das Abendessen und zu Mittag gibt es eben einen Imbiss zwischen-

durch. Laut Profil geben die Österreicher jährlich 1,5 Milliarden Euro für die schnelle Verpflegung aus. »Die Schnellgastronomie samt Take-away-Service ist das am stärksten wachsende Gastronomiesegment«, so Thomas Wolf vom Fachverband der Gastronomie der WKO. Wie der Test zeigt, ist das »Fast Food Angebot« sehr international. Den kleinen Unterschied beim Angebot und der Qualität gibt es noch bei Würstelständen. Da kann man noch die Frage stellen: Wo gibt es die beste Bosna? Bei »McDonalds« oder »Nordsee« hingegen gibt es weltweit genormte Rezepte. Darüber hinaus gibt es eine einzigartige, regionale Fast-Food Erfindung - die Käsekrainer, die Franz Thalhammer 1971 in der kleinen Fleischerei Schuh in Buchkirchen bei Wels kreierte. In den letzten Jahren hat sich daraus in Linz eine neue Würstelstandspezialität entwickelt der »Kafka«. Das ist eine Bosna mit einer Käsekrainer statt Bratwürsteln: Nicht gerade ein Trend hin zu »Slow-Food« - schmeckt aber ausgezeichnet. (Quellen: Profil, 22.9.2007, Wikipedia)

### Der Masochist

Auch mir schon längst ist wohl bekannt,  
ich esse meist ohne Verstand.  
Zuviel, zu oft und viel zu fett,  
manch einer findet das sehr nett.  
Denn viel Geld lässt sich heute machen,  
mit den schnellen Essenssachen.  
So wie die Made frisst den Speck,  
esse ich den Fastfooddeck.  
Mit hundert Kilo oder mehr,  
fällt mir der Sport dann etwas schwer.  
Ich bin fett und kugelrund,  
sag, ist der Big Mac ungesund?  
Oder gar die Apfeltasche,  
die ich danach so gerne nasche?  
Doch wie dem auch sei,  
es ist mir längst schon einerlei.  
Auch morgen komm ich wieder her,  
und mach mir selbst mein Leben schwer.  
Denn ich bin ein Masochist,  
der täglich bei McDonalds frisst.  
I'm fett'n it! Hannes



ALLE FOTOS: KONFLOZIUS

### Bosna - Würstelstand Auginger, Taubenmarkt (Erich)

»Host an Hunger, host an Durst - geh zum Auinger auf a Wurst. Beim Würstelstand hot ma immer a Ansproch, beim McDonalds daneben is ois sehr anonym.« Die Bosna ist eine regionale Spezialität in Salzburg und Linz und wurde 1949 von einem Bulgaren als würzige Abwandlung des Hot-Dog erfunden. Wobei sich der Name vom Begriff »bosnisch« ableitet wegen der dortigen stark gewürzten Küche.

Preis: 2,80	Note 2
sättigend	Note 1
gesund	Note 3



## Pizza mit Salami (Günter)

Die Version der heutigen Pizza wurde im 18. Jahrhundert in Italien populär. Die ursprüngliche Version des Fladenbrottes oder Flammkuchen ist aber tausende Jahre alt. Fladenbrote wurden früher, noch bevor das eigentliche Brot gebacken wurde, in die Brotöfen eingeschossen. Auch heute kommt die beste Pizza noch immer aus dem Steinofen.

Preis: 2,50 (viertel)	Note 2
sättigend	Note 1
gesund	Note 3

## Burger - McDonalds, Taubenmarkt (Claudia)

»I bin gern beim Meki. Die Burger schmecken mir. Aber wissen tut man es eh, dass Fast Food nicht gerade gesund ist.«

Der Inbegriff für »Fast Food« - viel geliebt aber auch gehasst wegen des drohenden Untergangs regionaler Esskultur. Das erste McDonalds-Restaurant wurde am 15. Mai 1940 von den Brüdern Richard und Maurice McDonalds (»Dick & Mac«) in San Bernardino, Kalifornien eröffnet und bald auf eine rationelle Art der Hamburger-Zubereitung und Selbstbedienung umgestellt.

Preis: 1,50	Note 1
sättigend	Note 3
gesund	Note 4



## Garnelen-Baguette, Nordsee (Christine)

»Es muss nicht immer Fleisch sein. Ich habe eine Zeit lang in Japan gelebt, wo hauptsächlich Fisch gegessen wird.«

1896 gründeten Reeder aus Bremen die Marke »Nordsee«, um den Fisch auch im Binnenland zu verkaufen. Daraus entstand schließlich eine riesige Fast-Food Kette.

Preis: 3,49	Note 4
sättigend	Note 2
gesund	Note 2



## Leberkassemmerl - Firma Lehner (Hannes)

Eine ordentliche Leberkassemmel deckt den Kalorienbedarf für einen ganzen Tag. Was drinnen ist, sieht man eh nicht, schmeckt aber traumhaft.

Enthalten sind weder Käse und selten Leber. »Käse« kommt von der Kastenform in der die ursprünglich bayerische Spezialität gebacken wird. Die Zutaten sind gepökelt, grob entsehtes Rindfleisch, fettreiches Schweinefleisch, Speck etc.

Preis: 1,90	Note 1
sättigend	Note 1
gesund	Note 4



## Döner Kebab - Schmidorgasse (Michael)

»Ein Kebab ist wirklich ein sättigendes Mittagessen mit Salat, Tomaten und guter Soße. I steh drauf, ess aber auch gerne eine Bosna.« »Wir türkische Einwanderer sind erfinderisch, wenn es ums ökonomische Überleben geht. Und der Döner ist eine Überlebensstrategie«, lautete die Devise für eine günstige Essgelegenheit für die Gastarbeiter, die damals nur für wenige Jahre hier bleiben wollten. 1973 entstanden erste Stände in Berlin und breiteten sich schnell im deutschsprachigen Raum aus.

Preis: 3.50	Note 1
sättigend	Note 1
gesund	Note 2



## Nudel mit Ente und Gemüse - Nudelbox (Markus)

»Mir taugt die Wokküche total. Das Gemüse bleibt knackiger, in Österreich wird es aber leider etwas »letschert« gekocht.« In der ostasiatischen Küche werden Speisen typischerweise außerordentlich heiß, aber sehr kurz gebraten, auf Pfannen mit hohem offenem Feuer (Wok) zubereitet. Sie sind deshalb meist oberflächlich geröstet und innerlich gegart.

Preis: 4,50	Note 3
sättigend	Note 1
gesund	Note 1



# »Ich kam heim und hatte nichts«

## Aus dem Leben der Weltenbummlerin Christine

**Japan, Sumatra, Indien. Nur drei Stationen von vielen, die die Weltenbummlerin Christine im Laufe ihres bewegten Lebens entdeckt hat, bevor sie hier in Linz ankam. Dabei begann ihr Leben eher idyllisch in einem kleinen Ort in Schleswig-Holstein.**

Ihr Vater hatte ihre Mutter im Krieg kennengelernt, und gemeinsam eröffneten sie danach ein kleines Fotogeschäft. Christine kam 1950 als mittleres von drei Kindern zur Welt und erlebte in ihrem Heimatort eine idyllische Kindheit am Lande. »Wie viele Menschen nach dem Krieg, hatten wir sehr wenig, aber wir bekamen sehr viel Liebe«, meint Christine rückblickend. Doch 1962 konnte ihre Mutter, eine gebürtige Gosauerin, ihr Heimweh nicht mehr zügeln und die ganze Familie

zog um nach Gmunden. »Es war klasse! Ich sah das erste Mal die Berge und hab mich sofort in Österreich verliebt.« Es sollte nicht das letzte Land bleiben, in das sich Christine verliebte. Doch zuerst besuchte sie in Gmunden die Hauptschule und machte dann ihren Lehrabschluss als Fotografin im elterlichen Betrieb. Mit 16 traf sie in Walter, einen Freund ihres Bruders, ihre erste, große Liebe mit dem sie vier Jahre später nach Wien zog. Dort verbrachten sie vier Jahre. Doch eine weitere Bekanntschaft aus Gmunden sollte sie bald noch viel weiter weg führen. Ein paar Jahre zuvor trafen Christine und Walter in Gmunden auf Mikiu, einen jungen Japaner, der sich in das Lehrmädchen des elterlichen Fotogeschäfts verliebt hatte. Der Heirat und dem Umzug der Beiden folgten mehrmalige Einla-

dungen an Christine und Walter, sie doch mal dort zu besuchen. 1974 war es dann soweit. Nach einigen abenteuerlichen Monaten in Island, wo sie einen Bauernhof bewirtschafteten und das Geld für Japan sparten, fuhren sie noch einmal nach Gmunden, verabschiedeten sich von Christines Eltern und machten sich im Oktober 1974, mittels der Transibirischen Eisenbahn, kurz »Transsib«, auf den Weg nach Japan.

### Auf nach Japan!

Anfangs schliefen sie bei Mikiu und seinen Eltern zu Hause. Doch das ging nicht lange gut. »Seine Eltern waren schon entsetzt über seine Heirat mit einer Europäerin und entzogen ihm sogar das Familienschwert. Über uns

als zusätzlichen Familienzuwachs waren sie dann auch nicht grad glücklich und wir suchten uns nach drei Wochen eine neue Bleibe«, berichtet Christine über den Anfang ihres unstillen Lebens in Japan. Die ersten drei Monate residierten sie in Jugendherbergen, die sie allerdings alle drei Tage wechseln mussten. »Eines Tages musste Walter sogar seine Kamera verkaufen, damit wir wieder Geld hatten«, erzählt Christine über diese entbehrungsreiche Zeit, die sie im Nachhinein allerdings nicht als schlecht empfindet. »Wir waren einfach abenteuerlustig und es war auch sehr interessant.«

## Quer durch die halbe Welt

Als sie endlich eine Wohnung fanden, spendierte ihnen die Heilsarmee einen großen Teil der Wohnungseinrichtung. Als »native speaker« arbeitete Christine als deutsche Sprachlehrerin, und sie konnten sich einiges an Geld zusammensparen, mit dem sie einen längeren Trip durch Südostasien finanzierten. Thailand, Sumatra und Burma waren nur einige Stationen davon. In Japan allerdings bekamen sie immer nur ein Visum für sechs Monate. Das bedeutete, dass sie alle sechs Monate mit dem Schiff nach Südkorea fuhren, dort ein paar Tage blieben, um dann erneut ein Visum zu beantragen, um wieder in ihre neue Heimat Japan einreisen zu dürfen. Doch in der Beziehung kriselte es schon seit längerem, und aus persönlichen Gründen erfolgte 1976 eine vorübergehende Trennung. In einem sogenannten »Freak-Bus«, eine kostengünstige Möglichkeit für EuropäerInnen, die aus Indien wieder auf den heimischen Kontinent gelangen wollten, kam sie über Afghanistan, Kabul und Saloniki um hundert Dollar wieder nach Gmunden. In Gmunden versuchten ihre Eltern sie zwar zum Bleiben zu überreden, doch ungeachtet aller Differenzen trieb es Christine wieder zu Walter und so machte sie sich 1977 aufs Neue auf, um allein mit der Transsib nach Japan zu gelangen. Allein die Beziehung war nicht mehr zu retten und 1978 erfolgte die Trennung. »Ich war damals gerade mit meiner Tochter schwanger und wahrscheinlich war es die Schwangerschaft, die mir die Kraft zur Trennung gab«, berichtet sie über einen neuen Lebensabschnitt, der wieder einmal mit vielen Reisen verbunden war.

## Beginn der Angstzustände

Sie zog mit ihrer sechs Monate alten Tochter nach Südkorea, wo sie eine schottische Nonne kennenlernte, die in einem buddhistischen Kloster wohnte. Einen Monat wohnte sie dort

in einem Dorf. Zu Essen bekamen sie und ihre Tochter im Kloster. Danach fuhr sie zurück nach Japan, arbeitete dort tagsüber als Model an einer Kunsthochschule und abends als Serviererin in einer Bar. 1978, während sie im Ausland war, starb ihr Vater zu Hause an einem Herzinfarkt. Doch erfuhr sie erst viel später von diesem, für sie tragischen, Todesfall. Nebst dieser schrecklichen Nachricht war die Beziehung nun definitiv in die Brüche gegangen und Christine litt immer mehr an Angstzuständen. So entschloss sie sich, Japan bis auf weiteres zu verlassen und wieder nach Gmunden zurückzukehren. Dort wurden sie und ihre inzwischen zweijährige Tochter liebevoll von ihrer Mutter aufgenommen. Doch hatte bei Christine inzwischen eine Änderung stattgefunden, mit der sie jahrelang zu kämpfen haben würde. Sie hatte Angstzustände und konnte sich nicht mehr konzentrieren. Ihre Mutter, die einen plötzlichen Kulturschock vermutete, riet ihr zur Rückkehr nach Japan. Also flog sie ein letztes Mal zurück, nur um nach drei Wochen festzustellen, dass sie endgültig von hier weg musste. »Nach sechs Jahren stand ich da und hatte nichts als meine Tochter und eine Reisetasche. Also flog ich zurück nach Frankfurt und wohnte eine Zeit bei meinem Bruder in Ostfriesland«, berichtet Christine heute. Dann ging es wieder zu ihrer Mutter nach Ohlsdorf, wo sie ihren ersten psychotischen Schub hatte. Acht Monate wohnte sie dort. Acht Monate, in denen sie nur ein paar Worte sprechen konnte und sich zurückzog. »Ich hatte kein Geld, ich hatte nichts. Meine Mutter wusste nicht, wie sie mir helfen sollte, aber sie war immer für mich da.«

## Wendepunkte

Dann der Umschwung. Nach langem konnte Christine einmal weinen. Über die Trennung und alles Sonstige, was sie belastete. Doch nun schlug das Pendel in die andere Richtung aus. Sie konnte wieder leben, aber nun exzessiv. Sie schlug über die Stränge und verlor sich fast in verschiedenen Schüben ihrer damaligen manischen Depression. 1989 war es soweit, dass sie sogar das Sorgerecht für ihre beiden Kinder verlor. Inzwischen gab es nämlich auch einen dreijährigen Sohn aus einer kurzen Beziehung. Die Kinder kamen zu Pflegeeltern. Sie selbst übersiedelte wieder nach Ostfriesland wo sie als Zimmermädchen arbeitete. Ihren Kummer und ihre Probleme versuchte sie in Alkohol zu ertränken. Doch dann kam der erste Schritt zur Wende. Christine, die schon immer einen Hang zum Spirituellen hatte, wurde von einer christlichen Freundin dazu überredet sich in Behandlung

zu begeben. Ein Jahr verbrachte sie in einer Klinik in Emden die sie mit 40 verließ. »Ich kam raus und hatte nichts. Alles Futschikato. Doch in all den Jahren hat meine Familie immer zu mir gehalten und mir geholfen«, meint sie heute. Allerdings hatte sie noch einen steinigen Weg vor sich. Sie hatte Schuldgefühle wegen der Kinder und begann zu trinken. Innerhalb von zehn Jahren kämpfte sie siebenmal mittels verschiedener Therapien dagegen an, was schlussendlich auch zu einem Erfolg führte. Doch erstmal fuhr sie nach dem Aufenthalt in der Psychiatrie nach Gmunden zu ihrer Mutter und übersiedelte dann nach Hallstatt wo sie als Fotografin im Salzbergwerk, aber auch als Zimmermädchen und Küchenhilfe arbeitete. Ihre Kinder durfte sie vorerst jeden Monat nur für drei Stunden sehen, was sie heute als Tortur ansieht. »Ich hasste Linz damals, denn Linz bedeutete für mich meine Kinder nur kurz sehen zu dürfen und dann wieder nach Hause fahren zu müssen.« Dass sie heute zu vielem eine entspanntere Einstellung hat, verdankt sie auch einer freien Christengemeinde. Schon in Ischl vermittelte ihr ein Baptist, dass es im Glauben um Verzeihen geht. Auch sich selbst. Dadurch lernte sie sich selbst ihre Fehler im Leben, ihren Selbsthass und vieles mehr zu verzeihen. Schrittweise näherte sie sich dieser Lebensanschauung und lebte dann auch fünf Monate auf dem Adelsmaierhof in Wartberg an der Krems. Einem Hof mit christlichem Hintergrund der Menschen mit persönlichen Problemen Hilfe anbietet.

## Sonnenaufgang und Ruhe im Glauben

Dort hatte sie auch intensive Gespräche mit einem Seelsorger aus Kirchdorf, der ihr trotz allem dazu riet, nach Linz zu ziehen. »Irgendwie hatte er ja auch recht. Ich hatte ein wunderbares Leben im Salzkammergut. Aber meine Mutter war vor drei Jahren gestorben und seitdem war ich hier einsam. Es gab eigentlich nichts mehr, was mich hier hielt. Außerdem vermisste ich meine Kinder, die ja beide in der Nähe von Linz wohnten.« Also packte sie erneut ihre sieben Sachen und wurde in Linz sesshaft. Durch den Sozialverein »Pro mente« und »Exit« fand sie anfangs eine Übergangswohnung. Frau Isabella Schmidt und Frau Lydia Wizany von der »Arge-Sie« halfen ihr dann bei der Suche nach einem permanenten Wohnsitz. Inzwischen genießt sie jeden Tag den Ausblick aus ihrer Wohnung und freut sich über jeden Sonnenaufgang. Sonntags besucht sie öfters eine freie christliche Gemeinde in Urfahr und hat auch sonst durch ihren Glauben ihre Ruhe gefunden. *Foto+Text: Gabi*

# Der Teufel hat viele Namen ...

## Suchtkranke über ihre Erfolge und Herausforderungen



### »Während des Entzugs hatte ich Heimweh und Depressionen«

Mit 16 hatte alles begonnen. Ich wohnte in der schönen großen Stadt Odessa, wo man mit Geld wirklich viel Spaß haben konnte. Diese Stadt liegt am Schwarzen Meer in der Ukraine und hat mehr als eine Million Einwohner. Vor allem die Frauen dort sind super schön. Mit 16 hatte ich genügend Geld. Das musste ausgegeben werden. Ich bin ein Mensch, der Geld nicht auf die Seite legt und spart. Jeden Tag fuhr ich mit dem Taxi herum, speiste in den teuersten Restaurants, trank alles Mögliche – Bier, B52 und Tequilla-Boom. Fast immer trank ich im Kreise meiner Freunde. Die Rechnungen bezahlte immer ich. Nachts hing ich in teuren Nacht-Clubs von Odessa herum. Normalerweise hätte ich mit 16 da noch gar nicht rein dürfen, aber mit Geld ist eben auch in Odessa beinahe alles möglich. Sehr viel Geld gab ich damals für Frauen aus. Oftmals besuchte ich edle Nutten. Dann begann ich zu kiffen. Es machte Anfangs Spaß. Eines Tages saß ich mit meinem sechs Jahre älteren Bruder im Auto, als mir eine große Summe Geld aus

der Tasche fiel. Mein Bruder meinte, wir könnten für dieses Geld Heroin kaufen und es mal ausprobieren. Er hatte bereits Erfahrung mit dieser Droge gemacht. Und so kaufte ich mir das Zeug. Dann aber war ich ziemlich schnell ganz schlimm drauf. Irgendwann dachte ich an den Ausstieg. Ich machte in Deutschland eine stationäre Therapie. Während des Entzugs hatte ich starkes Heimweh und Depressionen. Ich vermisste meine Freunde, die Partys und die große schöne Stadt. Es war schrecklich und langweilig. Danach aber wurde ich schnell wieder rückfällig. Ich konsumierte in Deutschland weiterhin Heroin. Der soziale Abstieg war vorprogrammiert: Bald schon konnte ich die Rechnungen nicht mehr bezahlen. Nun lasten circa 5.000 Euro Schulden auf mir. Mir geht es schlecht. Jetzt bin ich 22 Jahre alt. Gott sei Dank habe ich noch eine Freundin. Wir lieben einander über alles. Sie hat nichts mit Drogen zu tun. Sonst würde es ja auch gar nicht funktionieren. Ich sehe sehr gut aus, bin 1.90 m groß. Niemand würde vermuten, dass ich überhaupt mit Drogen zu tun habe. Auch das Geldproblem sieht man mir nicht an, da ich nur Markenklamotten trage. Das bin ich aus der Ukra-

ine gewöhnt. Ab und zu fahre ich mit Leihautos durch die Gegend, zur Zeit mit einem neuen Opel Tigra Cabrio. Nach außen hin sieht alles super aus. In Wirklichkeit aber bin ich nervlich am Ende. Ihnen allen möchte ich nur sagen: Finger weg vom Heroin! Es zerstört jedes Leben! Man kann sich davor nur retten, wenn man die Finger davon lässt! Und ich möchte endlich wieder ein normales Leben führen. *Berni*

### »Seit dem Tod meines Freundes im Drogensersatzprogramm«

Als ich jung war, wurde mir die ländliche Umgebung in Oberösterreich bald zu klein. Ich wollte die große weite Welt sehen und zog nach Wien. Gemeinsam mit 30 anderen jungen Menschen packte ich meine Sachen und stürzte mich ins Abenteuer. Am Anfang war alles noch ziemlich harmlos. Ein bisschen Gras rauchen, hin und wieder einmal eine Nase Koks beim Fortgehen. Nur blieb es nicht dabei. Es wurde immer schlimmer. Innerhalb kürzester Zeit konsumierten wir bereits harte Drogen: Von Heroin über Kokain bis zu diversen Medikamenten wurde alles genommen. Es schien mir, nach einer gewissen Zeit, wie ein vorgegebener Weg, der uns alle direkt in die Versenkung führte. Zuletzt konsumierten zwei Drittel meines Freundeskreises Heroin. Das Unheil nahm somit zu jener Zeit seinen Lauf. Einer meiner besten Freunde war total von Schlaftabletten begeistert, um nicht zu sagen abhängig. Wir dachten uns alle vorerst nichts dabei, da wir ja alle selbst genug mit unserem eigenen Leben zu tun hatten. Es war ein Tag wie jeder andere. Wir trafen uns in einer unserer Wohnungen. Zuvor gingen wir noch schnell zum Karlsplatz, wo wir das Nötigste besorgten. Ein paar Leute kamen zu uns auf Besuch und schon ging die Party los. Wir feierten, hatten Spaß und dachten uns nichts dabei, als einer meinte, er sei müde und würde nun schlafen gehen. Wir saßen herum und legten uns einige Stunden später schlafen. Keiner von uns bemerkte, was in dieser Nacht im Nebenzimmer geschah. Als einer meiner

Freunde am nächsten Tag dieses Zimmer betrat, in welchem Nik schlief, hörten wir einen lauten verzweifelten Schrei durch die Wohnung hallen. Wir waren sofort wach und rannten zu Nik ins Zimmer. Diesen Anblick werde ich nie vergessen. Wir alarmierten die Rettung und leisteten erste Hilfe. Der Notarzt traf sofort ein, kurz darauf auch die Polizei. Leider war es zu spät. Nik konnte nicht mehr geholfen werden. Nach einem längeren Gespräch mit der Polizei erfuhren wir, was wirklich passiert war. Nik hatte einen epileptischen Anfall. In Folge dessen biss er sich ein Stück von seiner Zunge ab. Er blutete so stark, dass er aufgrund dessen an seinem Blut erstickte. Dieser Vorfall leitete in mir einen Umdenkprozess ein. Ich beendete meine Drogenkarriere. Seit mehr als zwei Jahren bin ich seither in einer Substitutions-Behandlung. Einmal pro Monat muss man zu einem speziellen Arzt, der die Einstellung auf eine bestimmte Ersatzsubstanz vornimmt. Ungefähr alle drei Monate wird man zum Drogentest geschickt. Dann braucht man nur mehr eine Apotheke in der Nähe finden, die einen aufnimmt. Hat man das geschafft, muss man sich jeden Tag dort einfinden, um das Medikament einzunehmen. Das Vorgehen in der Apotheke ist für mich persönlich das Schlimmste am Umgang mit Substitutionspatienten. Man muss warten. Wenn man an der Reihe ist, erhält man das Medikament und muss es vor den Augen der Apotheker und den anderen Kunden einnehmen und den Erhalt quittieren. Die anderen Kunden wundern sich meist über die spezielle Behandlung der Substitutionspatienten und beobachten, was man tut. Ich finde, man sollte seine Medikamente in einem eigenen Raum, der von den normalen Kunden abgetrennt ist, erhalten und einnehmen dürfen. In anderen europäischen Ländern ist dieses Vorgehen schon lange üblich. Ich finde es gut und richtig, dass man gewisse Verpflichtungen und Auflagen hat. Man darf zum Beispiel im Jahr nur um zehn Tage Urlaub mit Mitgabe des Substitols ansuchen. Das finde ich viel zu we-

nig. Außerdem muss man sogar das Kennzeichen des Kraftfahrzeugs, mit dem man in Urlaub fährt, angeben. Ich hoffe, dass man irgendwann umdenkt und die Substitutionspatienten nicht mehr als Verbrecher sieht, sondern als erkrankte Personen, die sie zweifelsohne sind. *Stefan*

### »Mein Heroinkonsum steigerte sich, dann war ich abhängig.«

Meine Drogensucht fing »klein« an. Gelegentlicher Konsum hiervon und öfters davon. Den Konsum hatte ich Anfangs weitestgehend unter Kontrolle. Ich machte mir nicht wirklich Sorgen. Gelegentliche Ausflüge nach Wien boten mir die Möglichkeit, nicht nur günstig sondern auch zu meiner Bereicherung Drogen zu besorgen. Auf diese Weise steigerte sich auch mein Heroin Konsum. Nach einer gewissen Zeit war ich abhängig. Ich musste mindestens zwei Mal in der Woche nach Wien, damit ich mir meine Sucht leisten konnte. Da die Geschäfte nicht immer gut liefen, verlor ich immer mehr Geld. Ich dachte nicht ans Aufhören, sondern überlegte, wie ich es mir weiter finanzieren konnte. Dabei kamen mir meine Ersparnisse zu Hilfe. Ein ganzes Jahr lang ließ ich es mir so richtig gut gehen und lebte auf großem Fuß. Eines Tages besuchte mich ein alter Freund, den ich seit der Schule nicht mehr gesehen hatte und war überrascht, dass er dieselben Probleme wie ich mit der Sucht hatte. Er war es schließlich, der mich zu einer Alternative brachte. Der Teufel hat bekanntlich viele Namen und in diesem Fall hieß er »Substitol«. Wir schlossen uns zusammen. Ich war erstaunt, wie viel Geld sich damit machen ließ. Es ging »aufwärts«. Wir mussten nur einmal im Monat nach Wien und die restliche Zeit vertrieben wir uns im Sommer mit sinnlosen Einkäufen. An einem schönen Tag waren wir wieder einmal in der Plus City beschäftigt, als mir beim Heimweg an der Bushaltestelle eine schöne Frau ins Auge stach. Ich winkte

ihr zu, und sie zurück, und dann verschwand sie in der Unterführung. Ich schrie ihr nach. Wir verabredeten uns, und ich freute mich wie ein kleines Kind darauf. Um meine Abhängigkeit zu verstecken, spritzte ich mir nur eine geringe Dosis. Eine normale Tages-Dosis war im meinem Fall 400mg Substitol, aber an diesem Tag nur 100mg. Es funktionierte gerade so weit, dass ich keine Entzugserscheinungen und einen klaren Kopf hatte. Ich wusste nicht, was mich dazu trieb, aber ich erzählte ihr alles über mein Konsumverhalten, angefangen von Cannabis bis zum Substitol. Ich war verwundert, dass sie mich immer noch interessant fand. Wir trafen uns weiterhin und sie gab mir das Gefühl, nicht alleine zu sein. Heute sagt sie, meine Ehrlichkeit habe sie beeindruckt. Andere Faktoren, wie die ständige Gefahr erwischt zu werden, Verlust von Körpergewicht und mein letzter noch lebender Verwandter gaben mir Anlass, Schluss zu machen mit den Drogen. Da ich nicht in ein Drogensetz-Programm wollte, musste ich mir etwas einfallen lassen, und das war Entwöhnung. Ich fing an, mich selber herab zu setzen in 20er Schritten pro Woche. Als ich bei 150mg angekommen war, ging dies nicht mehr so leicht und so machte ich mit 10er Schritten weiter. Inzwischen verlor ich meine Wohnung und wohnte bei meinem Onkel. Meine Freundin stand immer noch zu mir und machte mir Mut, weiter zu machen. Als ich dann bei 10mg pro Tag angekommen war, bat ich meinen Onkel, mich bei sich einzusperren, um auch die letzte Sucht loszuwerden, was nicht leicht war. Ich schwitzte wie ein Schwein, hatte heftige Stimmungsschwankungen und konnte vier Tage nicht schlafen. Aber es hatte sich gelohnt. Ich war frei. Wenn ich heute auf diese Zeit zurückblicke, bereue ich es nicht, diese Erfahrungen gemacht zu haben. Ich versuche mein Leben in den Griff zu bekommen. Zum Abschluss muss ich sagen, es gibt drei Wege, klug zu handeln: Nachdenken ist der edelste, Nachahmen der leichteste, aber Erfahrung der bitterste. *Markus / Foto: hz*



# Von sterilen Spritzen und Ersatzdrogen

## Expertinnen des Substanz-Teams skizzieren die aktuelle Situation der Drogenpolitik



Das Substanzteam: (Von links nach rechts) Bianca Jagosch, Georg Berndorfer, Irene Hörschläger, Isabella Grogger, Isolde Waltenberger, Olaf Beyer, Claudia Bernreiter (Foto: Substanz)

**Exakte Zahlen über Suchtkranke in Linz gibt es nicht.** »Die Szene spielt sich eher im privaten Bereich ab«, so Bianca Jagosch, eine Sozialarbeiterin von Substanz. Eine »fixe Gruppe« sei zwar bekannt, neue Leute über Streetwork zu finden aber relativ schwierig. Trotz dieser »unsichtbaren« Szene sprechen die Zahlen im aktuellen Drogen- und Suchtbericht eine deutliche Sprache: Im Jahr 2010 wurden circa 150.000 Nadeln getauscht bzw. verkauft.

»In den letzten zehn Jahren hat sich der Spritzentausch in Linz rasant entwickelt. Dies lässt aber nicht unbedingt auf mehr Suchtkranke schließen. Wir vermuten auch, dass unser Bekanntheitsgrad gestiegen ist«, interpretiert Irene Hörschläger, ebenfalls Sozialarbeiterin von Substanz, die steigende Entwicklung. Ziemlich ungewiss ist die Zahl der Menschen in Linz, die von illegalen Drogen abhängig sind. Laut einer groben Schätzung der Landesdrogenkoordination kann man von circa tausend Betroffenen ausgehen.

### Schadensminderung und Sicherheit

Im Sinne der »harm-reduction«, auf Deutsch »Schadensminderung«, erfolgen im Verein Substanz Spritzentausch und Gesundheitsbe-

ratung. Alles vertraulich, kostenlos und unbürokratisch. »Es geht primär nicht um Abstinenz, sondern darum, unmittelbare gesundheitliche Schäden für unsere KlientInnen zu reduzieren und ihr Überleben zu sichern«, betont Jagosch. Die Sicherheit stehe an oberster Stelle. Der Spritzentausch, bei dem gebrauchte Konsumutensilien durch sterile ersetzt werden, sei eine wichtige präventive Maßnahme, wodurch die Ansteckung mit HIV, Hepatitis oder anderen Krankheiten verhindert werden soll.

### Drogen als Badesalz oder Düngemittel

Anlass zu verstärkter Sorge geben dem Substanz-Team die Produktion und der Konsum synthetischer Drogen. Besonders bedenklich seien »Reserach Chemicals«. Hierbei handle es sich um chemisch hergestellte Drogen, die als »Badesalze« oder »Düngemittel« deklariert und als angeblich legale Alternative zu herkömmlichen illegalen Drogen angeboten würden. Diese chemischen Verbindungen seien nicht ausreichend erforscht, weshalb über ihre psychoaktive Wirkung aber auch über mögliche Risiken von Überdosierungen wenig bekannt ist. »Mitunter können sich daraus unkalkulierbare Gesundheitsgefahren ergeben. Es kommen immer wieder neue Stoffe

auf den Markt, von denen man nicht weiß, was sie mit dem Körper machen«, warnt Hörschläger.

### Mangel an Ärzten und Plätzen

Positiv sehen die beiden Expertinnen die Möglichkeit eines Drogenersatzprogrammes für ihre KlientInnen. Ein Suchtkranker wird über eine Drogenambulanz oder einen substituierenden Arzt in das Substitutionsprogramm aufgenommen. Dadurch, so Jagosch, können die Betroffenen gesundheitlich und sozial stabilisiert und vom Beschaffungsdruck für illegale Suchtgifte befreit werden. Die Sozialarbeiterin beklagt jedoch, dass es viel zu wenig substituierende Ärzte in Linz gebe. »Der niederschwellige Zugang zu Ersatzdrogen ist seit der Novellierung des Suchtmittelgesetzes im Jahr 2007 schwieriger geworden«, kritisieren die Sozialarbeiterinnen. Ärzte, die in der Substitutionstherapie tätig sein wollen, müssen seither nämlich eine Basisausbildung und regelmäßige Weiterbildungen absolvieren. Nach Einführung der neuen Regelungen hätten sich deshalb viele, in der Substitutionstherapie tätige Ärzte zum Ausstieg entschlossen. Seither herrscht ein Mangel an ärztlicher Versorgung. Die Lage ist ernst. Lange Wartezeiten für einen Entzug im Wagner-Jauregg Krankenhaus und stationäre Entwöhnungstherapien können zudem energieverbrauchend sein. Problematisch sei darüber hinaus der Zugang zu Therapieeinrichtungen in anderen Bundesländern. Es gebe nur ein bestimmtes Kontingent an Plätzen. Die Finanzierung eines Aufenthaltes bei »Walkabout« in Graz etwa sei zur Gänze gestrichen worden. In Oberösterreich gibt es zwar den »Erlenhof« als stationäre Einrichtung, doch dieses Konzept würde nicht für jeden passen. Worin sehen die beiden Expertinnen nun dringenden Handlungsbedarf? »Was hier in Linz fehlt, ist ein eigenes Haus mit Ärzten und geschultem Personal vor Ort, wo man individuell reagieren kann, Zeit für die Probleme der Leute hat und sie nicht einfach von A nach B schickt«, konstatiert Jagosch. Ihre Kollegin Hörschläger wünscht sich darüber hinaus einen einfacheren Zugang zum Substitutionsprogramm und zu Therapiestationen auch außerhalb von Oberösterreich. (dw)

# Bis zu 120 Euro pro Tag für Drogen ausgegeben

**Rene, regelmäßiger Stammkunde beim Substanz, möchte neue Wege einschlagen**



**Im hellen und freundlich gestalteten Ambiente der Einrichtung »Substanz« finden Suchtkranke einen respektvollen Umgang und Hilfe in einem geschützten Rahmen. Die Einrichtung ist stark frequentiert, das Publikum bunt gemischt, das Angebot vielfältig. Rene, (27) aus Linz, ist regelmäßiger Stammkunde beim Substanz. Schonungslos offen spricht er über seine Suchtkarriere.**

Auf den ersten Blick schaut Rene gar nicht aus wie jemand, der harte Drogen konsumiert. Erst auf den zweiten Blick entdeckt man Einstichstellen in seinen Armbeugen. »Es gibt für mich nur zwei Möglichkeiten. Entweder zurück in die Hölle, oder vorwärts ins Leben«, ist sich der gebürtige Linzer sehr wohl bewusst. Rene ist auf einem guten Weg. Seit kurzem ist er »auf Substi« (Substitol), auch seinen Drogenkonsum konnte er stark reduzieren. Rückblickend betrachtet hat der 27-Jährige aber eine typische Suchtkarriere hinter sich: Mit zwanzig bereits der Griff zu harten Drogen, zuvor zahlreiche Alkoholabstürze. Er wollte eigenständig leben, gelandet ist er in der »Waggonie« (Notschlafplatz für Obdachlose in Zugabteilen). »So frei wie ein Vogel« wollte er sein und merkte zu spät, wie tief er bereits in der Ausweglosigkeit steckte.

## »Zuhause« im Substanz

In seiner Verzweiflung suchte er nach professioneller Hilfe, die er bei den SozialarbeiterInnen des Substanz fand. »Im Substanz fühle ich

mich wie Zuhause«, sagt Rene. Hier könne er »einfach sein« und finde einen »guten Austausch mit seinen Kollegen«. Einen »besonders guten Draht« habe er zu seiner Betreuerin Berni (Claudia Bernreiter), die ihm bei sämtlichen Problemen zur Seite steht. Und wenn er kein Geld mehr hat, könne er im Verein Substanz bei Arbeitsprojekten etwas dazu verdienen. »Meistens helfe ich mit beim Kochen, räume den Spritzenautomat ein oder fülle die Spritzen-Sets mit Pumpen, sterilen Nadeln, Alkohol- und Trockentupfer.« Rene nutzt aber auch andere Substanz-Angebote wie etwa Wäsche waschen oder duschen. Vor allem aber schätzt er den Gratistausch von sterilen Spritzen und Nadeln: »Das ist die sicherste Variante. Ich möchte mich nicht mit einer Krankheit infizieren. Und ich verachte Junkies, die ihre Spritzen einfach in Parks oder in öffentlichen WCs liegen lassen.«

## Heroin, Trips und Schwammerl

Der gebürtige Linzer erzählt von seinem ersten Kontakt mit dem Gift: »Ich habe Heroin nicht gespritzt, nur gezogen, also durch die Nase eingenommen.« Vor Heroin habe er immer großen Respekt gehabt. Deshalb habe er auch ziemlich schell andere Substanzen ausprobiert: Morphium, Substitol, Mundidol, Vandal und andere. Die Liste ist lang. Auch vor synthetischen Pillen wie Speed habe er keine Angst, ebensowenig vor den »narrischen Schwammerln«. Von den wirklich harten Substanzen will er aber die Finger lassen. In den letzten Jahren hat Rene nämlich sechs Freunde in Verbindung mit harten Drogen verloren. Am Schlimmsten war das jüngste Opfer - seine langjährige Freundin, die sich in ihrer Verzweiflung freiwillig das Leben genommen hat. »Das wirft mich nun komplett aus der Bahn«, so Rene. »Der Schock sitzt mir in den Knochen. Ich habe sie zwar nicht mehr geliebt, aber ich hatte sie verdammt gern.«

## Therapieabbruch beim Erlenhof

In seiner schlimmsten Phase vor zwei Jahren gab er 80 bis 120 Euro täglich für Drogen aus. Beim »Erlenhof« wollte er voriges Jahr eine stationäre Therapie beginnen. Daraus wurde

aber nichts. Rene war nicht bereit, sich auf das Programm einzulassen. Er brauche eben viel Freiraum und Selbstbestimmung. Das habe ihm dort gefehlt. Außerdem wollte er seine Ex-Freundin sehen. Seinen Beziehungswunsch konnte er aber schnell wieder auf Eis legen. »Wenn beide suchtkrank sind, ist das Scheitern vorprogrammiert«, weiß er nun aus Erfahrung.

## Dämonische Tattoos auf Schweinshäuten

Trotz seiner schwierigen Vergangenheit kultiviert Rene sein kreatives Talent: Seine musikalische Heimat ist der Rap. Einige erfolgreiche Auftritte hatte er bereits in Linz. Vor Publikum brachte Rene ganz persönliche Texte, die hauptsächlich Beziehungsprobleme und seinen harten Alltag thematisieren zum besten. Renes zweites Hobby: Tattoos zeichnen. »Dämonen« sind seine Lieblingsmotive. »Ich hatte immer schon einen Faible für Horrorfilme und dubiose Gestalten«, meint er mit verschmitztem Lächeln. Inspirationen bekomme er aus Tattooheften. Irgendwann möchte er professioneller Tätowierer werden, mit eigenem Studio. Er übt fleißig auf Schweinshaut-Resten aus dem Schlachthof. Diese seien deshalb so gut geeignet, weil sie der Menschenhaut am ähnlichsten sind. Einmal im Monat meldet er sich beim Gesundheitsamt. Dort wird kontrolliert, ob er neue Einstiche hat. Auch seine Urinproben werden geprüft. Rene zeigt sich kooperativ, denn er hofft auf einen baldigen fixen Job. »Ich verbringe die Tage in Parks. Das kostet Geld.« »Raus aus der Sucht und endlich leben«, das ist zurzeit sein primäres Ziel. *Foto+Text: dw*

## Verein Substanz

Untere Donaulände 10, 4020 Linz  
E-Mail: team@substanz  
Telefon: 0732 / 772778  
Mobil: 0699 / 10172313

## Öffnungszeiten Cafe:

Montag bis Donnerstag 11 - 14 Uhr  
Freitag 15 - 18 Uhr

# Die Pioniere der Wohnungslosenhilfe ...

Die Geschichte der Wohnungslosenhilfe im Interview mit den Gründern der Arge für Obdachlose



»Es hat ja damals in Linz für Obdachlose nichts gegeben...«, berichten Peter Zuber, Karl Merighi und Franz Fath, die in den letzten Jahrzehnten als Vorstände den Verein Arge für Obdachlose aufgebaut haben. Heuer gaben sie die Leitung des Vereines, in dem im letzten Jahr über 1.000 Menschen in Wohnungsnot Hilfe fanden, an die nächste Generation weiter. Begonnen hatte alles 1973 mit der Arbeitsgemeinschaft für Nichtsesshafte. Das Interview mit der Kupfermuckn erzählt die Geschichte der Entwicklung der Wohnungslosenhilfe in Oberösterreich.

1973 wurde Karl Merighi, damals Leiter der Erziehungshilfe am Magistrat Linz, in die Arge zu einer Diskussion eingeladen. »Die Frage war: Warum die Obdachlosen immer jünger werden? Ja und diese Frage stellen wir uns heute 38 Jahre später noch immer«, lacht

Karl. Beim Gespräch mit dabei waren damals die Caritas, die Diakonie, die Methodisten und die Heilsarmee. Helmut Nausner von den Methodisten hatte die Initiative zur Gründung dieser Arbeitsgemeinschaft ergriffen. Anlass war, dass ihm ein Herr Gebitz, ein Obdachloser den er damals am Bahnhof traf, sagte, es gehöre endlich etwas für Obdachlose gemacht.

**»Frage 1973: Warum die Obdachlosen immer jünger werden? Ja und diese Frage stellen wir uns heute noch immer.« Karl Merighi**

Als erste Sozialeinrichtung kam um das Jahr 1968 übrigens die Heilsarmee nach Linz und betrieb vorerst in der Coulinstraße ein Obdachlosenheim, das dann später in die alte Gebietskrankenkasse in der Betlehemstraße

37 übersiedelte. Dieses Haus gab schließlich dem heutigen städtischen Sozialverein B 37 den Namen. Begonnen hat die Arge 1973 mit einer Beratungsstelle und einem Mitarbeiter der bei der Servitas einer Organisation des Weltkirchenrates angestellt war. So kam auch Franz Fath der Leiter der Servitas zur Arge. Als es kein Personal mehr gab, leitete Fath 1975 gemeinsam mit dem Gefängnisseelsorger Adi Völkl in der Scharizerstraße 5 die Beratungsstelle. Das war auch die Zeit als die Sozialarbeit nach Linz kam, denn 1974 verließen die ersten SozialarbeiterInnen die neue Sozialakademie am Riesenhof. Bis dahin gab es dort nur eine Fürsorgerinnenausbildung. Zu der Zeit kam auch die Bewährungshilfe nach Linz. »Da mussten wir in der Erziehungshilfe die schlimmen Jugendlichen endlich nicht mehr einsperren lassen«, meint Karl Merighi. Als Karl dann 1982 in Pension ging, wurde er gleich von Peter Paar, dem Geschäftsführer

der Arge, mit den Worten angesprochen »Geld gibt es in der Arge keines aber Arbeit genug«, und seitdem ist Karl ehrenamtlich in der Beratung tätig und kommt auch heute noch an zwei Tagen in der Woche ins Projekt »Wieder Wohnen« - mobile Wohnbetreuung für Männer. Unter Sozialminister Alfred Dallinger konnten dann Sozialeinrichtungen ab 1983 endlich besser finanziert werden und so wurde der Trödlerladen als Beschäftigungsprojekt gegründet. Für die Subventionen brauchte man einen Verein. So kam Peter Zuber damals über die Stadtcaritas gemeinsam mit Karl Merighi in den Arge Vorstand. Gleich darauf wurde die mobile Wohnbetreuung entwickelt. »Vorher haben wir den Obdachlosen einfach eine Wohnung besorgt und ein Jahr später standen sie oft wieder als Obdachlose da. So entstand dann die Idee, die KlientInnen in Übergangswohnungen zu betreuen«, berichtet Karl Merighi. Im Laufe der Jahre stellte sich auch heraus, dass es besser ist, einen eigenen Zugang für Frauen zu schaffen, die heutige »Arge Sie«.

**»Die Obdachlosen fühlten sich in der Beratungsstelle so wohl, dass sie sitzen blieben. So entstand die erste Wärmestube.« Peter Zuber**

Als dann die Beratungsstelle in die Dametzstraße zog, gab es einen großen Warteraum. »Die Obdachlosen fühlten sich dort so wohl und blieben einfach sitzen«, erzählt Peter Zuber »und das war der Start zur ersten Wärmestube in Linz.« »Es gab ja damals wirklich nichts wo die Obdachlosen sich hätten aufhalten können«, erzählt Franz Fath, der zu dieser Zeit den Bahnhofsozialdienst betrieb. Als Leiter der Stadtcaritas gründete Peter Zuber 1988 in der Starhembergstraße den »kleinen Mittagstisch« der Caritas. Schließlich wurde dann auch in der Arge Wärmestube irgendwann begonnen, ab und zu eine Mahlzeit zu kochen und als die Arge in die Marienstraße zog, gab es auch ein Bad und viele Aktivitäten, die mit den Besuchern unternommen wurden. Ende der 80er Jahre verließ die Heilsarmee Linz und zum Betrieb des Wohnheimes in der Betlehemstraße wurde der Verein B37 gegründet. Bald darauf wurde in der Waldeggstraße 38 die Notschlafstelle vom B37 und die Caritas Wärmestube eröffnet. In den nächsten Jahren kamen noch das Of(f)nstüberl der Diakonie und das Vinzenzstüberl der Barmherzigen Schwestern dazu. Als dann die Idee geboren wurde, eine Straßenzeitung zu machen und es schon genug Wärmestuben gab, wurde die Wärmestube der Arge durch die Straßenzeitung Kupfermuckn abgelöst.

**»Ohne Meldezettel geht nichts. Wenn du nicht gemeldet bist, dann ist niemand für dich zuständig.«**

**Franz Fath**

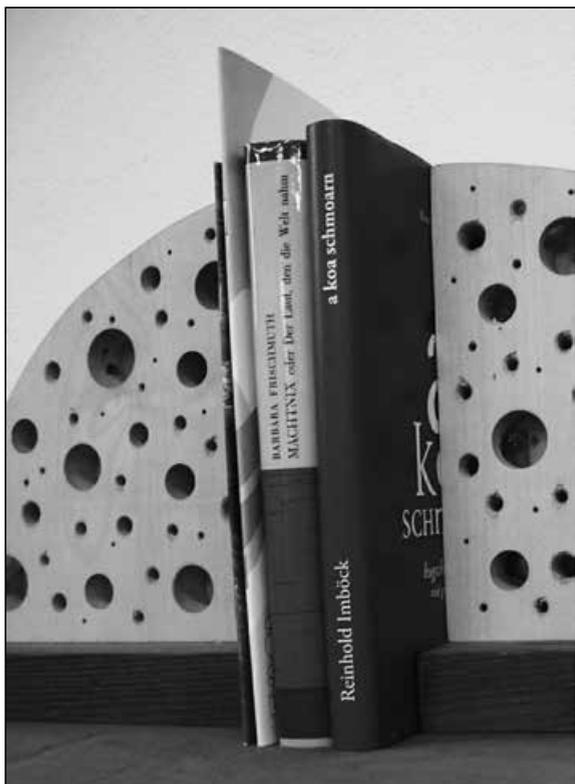
»Als Aktivität mit den Obdachlosen gab es damals Malwerkstätten und irgendwann einmal eine Schreibwerkstatt mit dem Schriftsteller Peter Mitterndorfer.«, erzählt Peter Zuber. »Ich habe damals von meinen beruflichen Reisen einige Straßenzeitungen aus Deutschland mitgebracht und so entstand im Oktober 1996 die erste Ausgabe der Straßenzeitung Kupfermuckn.« Wobei die Öffentlichkeitsarbeit schon seit Gründung der Arge eine sehr wichtige Aufgabe darstellte, um Verständnis für Wohnungslose zu schaffen und die Gründung von Wohnungsloseneinrichtungen zu unterstützen. Vor der Kupfermuckn gab es die vierteljährlichen Arge-Nachrichten. Im Gründungsjahr des Vereines 1983 machte sich die Arge auch in den Medien gegen eine Verschärfung des Polizeistrafrechtes stark, bei dem Obdachlosigkeit im sogenannten »Vagabundenparagrafen« wieder unter Strafe gestellt werden sollte.

»Ohne Meldezettel geht nichts, er ist auch heute noch das wichtigste Dokument. Wenn du nicht gemeldet bist, dann ist niemand für dich zuständig. Wir haben ja auch bei der Stadt Linz damals angefragt, wie viele Obdachlose es gibt. Sie hatten nur sieben oder acht in der Statistik«, erzählt Franz Fath aus den frühen Jahren der Arge. Durch eine Änderung des Meldegesetzes können sich nun schon seit vielen Jahren Obdachlose bei der Arge polizeilich anmelden, auch wenn sie nicht bei uns wohnen. Derzeit sind es circa 75 über das Jahr die so endlich auch bei den Ämtern existieren und um Unterstützung ansuchen können. Die jüngste Pioniertat der Arge war im Jahr 2003 das Pilotprojekt REWO-Delogierungsprävention im Mühlviertel, bei der mit einer Halbtagsstelle Personen im ländlichen Raum bei Wohnproblemen unterstützt wurden. Daraus entstand dann das Netzwerk der Delogierungspräventionsstellen in allen Regionen Oberösterreichs. »Es war damals ein Problem, dass so viele Obdachlose aus dem Mühlviertel nach Linz kamen und so war es besser hinzugehen und gleich dort zu helfen«, so die drei Vorstände.

»Dass wir heute viele langjährige MitarbeiterInnen haben (über 20), und dass es kaum Krankenstände und keine Burn-Out-Fälle gibt, spricht für die Qualität der Arge für Obdachlose. Darauf können wir schon auch ein wenig stolz sein«, resumpt Peter Zuber. (hz)



Von oben: Peter Zuber, Franz Fath und Karl Merighi  
Vielen Dank für Eure stets ehrenamtliche Arbeit und herzliche Glückwünsche an Franz Fath zum 80. und an Karl Merighi zum 90. Geburtstag in diesem Jahr. Fotos: dw, wh



## Hartlauerhof Caritas

**Tage des Offenen Ateliers  
Caritas Hartlauerhof Asten  
Sa.15. + So.16. Oktober 2011  
10:00 – 18:00 Uhr**

Der Caritas Hartlauerhof Asten ist eine Einrichtung für wohnungslose Männer. In der »Werkstatt für handwerklich kreative Produkte« schaffen die Bewohner des Hartlauerhofs außergewöhnliche Objekte zwischen Kunst und Gebrauch, zu besichtigen und zu erwerben in Werkstatt und Schauraum im Hartlauerhof. Für Kaffee und hausgemachte Kuchen ist gesorgt!

### Programm:

„...mid gmischdn gfüh“

Autorenlesung So.16. Oktober 2011, 15:00 Uhr  
Reinhold Imböck, Koch und Dichter aus Weißkirchen a. d. Traun, liest aus seinem eben erschienenen Gedichtband „a koa schmoarn – bugschtobmgressdl mid gmischdn gfüü“ - Mit musikalischer Umrahmung

### Wo:

Caritas Hartlauerhof Asten –  
Einrichtung für wohnungslose Männer  
4481 Asten, Bahnhofstraße 29 (neben Lagerhaus)  
07224 65863/2820 - hartlauerhof.asten@caritas-linz.at

## Dank an Schwester Benildis - die gute Seele der Obdachlosen



Als ich vor mehr als 13 Jahren nach Linz kam und auf der Straße stand, entdeckte ich aus meiner Not heraus das Vinzenzstüberl. Am Anfang war ich etwas skeptisch, da dies von Klosterschwestern geführt wird und ich von solchen Mitmenschen bis dahin wenig bis keine Ahnung hatte. Als ich meine Skepsis überwunden hatte, ging ich dorthin, läutete und war überrascht, wie freundlich ich empfangen wurde. Mit Dir, Schwester Benildis als Chefin hatte ich kein Problem. Du hast das Stüberl zu dem gemacht, was es heute ist und vor allem wunderbar aufgebaut. Durch Dich gibt es dort so manche Sachen, die es in anderen Einrichtungen nie gab und wahrscheinlich niemals geben wird.

Zu Weihnachten gingst Du sogar mit den BesucherInnen in die Weihnachtsmette. Auch hattest Du ein offenes Ohr für die Probleme und Sorgen mancher, die zu Dir kamen. Alle, die Hunger hatten, Kleidung oder ärztliche Versorgung brauchten, nahmst du zu euch auf. Danken möchte ich Dir, dass ich durch dich finanziell halbwegs gut über die Runde kommen konnte. Als Du mich eines Tages fragtest, ob ich bei Dir putzen wolle, sagte ich sofort zu. Später half ich dann auch beim Essenausgeben, Geschirrabwaschen und beim Essenholen aus der Küche mit.

Als ich 2008 an Krebs erkrankte, konnte ich leider nicht mehr im Vinzenzstüberl arbeiten. Doch vergessen hattest Du mich nicht und schicktest mir sogar einen Brief mit aufmunternden Worten. Als ich heuer im Sommer hörte, dass Du, liebe Benildis, krankheitshalber aufhörst, war ich im ersten Moment schockiert. Ich wünsche Dir ein angenehmes weiteres Leben. Deine Bemühungen sollen Dir auf Deinem weiteren Lebensweg helfen! *Sonja*



UNABHÄNGIG IST,  
WER EIGENE WEGE  
GEHT.

GERLINDE  
KALTENBRUNNER  
Profibergsteigerin

Mit Ihrer Spende für die Kupfermuckn schaffen Sie ein kleines Stück Unabhängigkeit: Kontonummer 10.635.100, BLZ 18600.

[www.vkb-bank.at](http://www.vkb-bank.at)

**VKB | BANK**  
ÖSTERREICH'S UNABHÄNGIGE BANK

„**HIER SIND WIR  
GERN ZUHAUS.**“

Über 6000 zufriedene Kunden vertrauen auf unsere Erfahrung im Wohnbau.

Unsere Objekte finden Sie in ganz Oberösterreich.

Rufen Sie uns an - wir beraten Sie gerne.

**Familie**  
QUALITÄT ZUM LEBEN!

Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft in Linz

4020 Linz, Hasnerstraße 31

☎ (0732) 65 34 51

[www.familie-linz.at](http://www.familie-linz.at)

[office@familie-linz.at](mailto:office@familie-linz.at)



**ARGE TRÖDLERLADEN**

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme  
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmarkt  
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz  
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,  
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke  
im Geschäft in der Bischofsstraße 7  
Öffnungszeiten: Mo., Di., 10-16 Uhr,  
Mi, Do. und Fr. 10-18 Uhr,  
Samstag 10-13 Uhr,  
Tel. 78 19 86

## Kupfermuckn INFORMATION

### Redaktionsitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz

Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach einem Monat Mittun als Gast, kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

### Kupfermuckn-Abo!

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und -verkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

### Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 2. November 2011 bei Ihrem/Ihrer Kupfermuckn-VerkäuferIn.

### Verkäuferausweis

Kupfermuckn-Verkäuferausweis-Erkennungszeichen: Grün/schwarz, Farbfoto mit kleinem Stempel und eine Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

### Radio Kupfermuckn

Jeden vierten Mittwoch im Monat, 19 Uhr auf Radio FRO, 105,0 MHz - Wiederholung Donnerstag 14 Uhr.

### Wanderung von Anfelden nach St. Florian

Treffpunkt: Do 13. Oktober, 10 nach 10 Uhr im Busbahnhof, Linie 1 (Welser). Wanderung entlang des Anton Bruckner Sinfoniewanderweges. Gehzeit: Zweieinhalb Stunden. Geplante Rückkunft via ÖBB-Postbus: 15:25 Uhr. Anmeldung (für Kupfermuckn-LeserInnen): Tel. 770805-13 oder [kupfermuckn@arge-obdachlose.at](mailto:kupfermuckn@arge-obdachlose.at). Nur bei Schönwetter!

### Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,  
Kontonr. 10.635.100

# Kupfermuckn



Danke für die Blumen - 15 Jahre Kupfermuckn  
Kalender 2012

## KUPFERMUCKNKALENDER 2012

Im Jahr 2012 sagt die Kupfermuckn Danke für die 15-jährige Treue unserer LeserInnen. Und »Danke« sagt man am besten mit Blumen. Kaktus und Rose auf der Titelseite symbolisieren die verschiedenen Seiten, die das Leben spielt. Die Fotos stammen von Heidi Rafezeder, das Layout von Christina Canaval

Der Kupfermucknkalender kostet 5 Euro. 2,50 verbleiben den VerkäuferInnen, die sich so im Winter ihr Weihnachtsgeld dazuverdienen können.

